

SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / OKTOBER 1954

5



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Verlagsort Stuttgart

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1954

5. Jahrgang

Fünftes Heft – September / Oktober

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER

für Kunst und Kunstgeschichte

RUDOLF LEMPP

für Architektur

OTTO HERDING

für Geschichte

ERNST MÜLLER

für Literatur und Philosophie

HANS SCHWENKEL

für Natur, Landschaft, Heimatschutz

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 5.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 18 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder Post beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle, Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Urbanstraße 14a; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Titelbild: Roteichenzweig mit Eicheln. *Aufnahme:* Hedda Reidt.

INHALT

Das Dorf in der Umbildung <i>Von Th. Hornberger</i>	205
Warum Ausländer im Walde? <i>Von Otto Feucht</i>	213
Seerose <i>Gedicht von Gertrud Höfer</i>	218
Der Hofgarten von Öhringen <i>Von Marianne Schumm</i>	219
Die Bächlinger Fresken <i>Von Rudolf Schlauch</i>	223
Obersontheim	227
Herbstnebel <i>Gedicht von Helmut Paulus</i>	227
Gegen die Auswüchse der Kino-Reklame <i>Von Rudolf Lempp</i>	228
Die Vertriebenen im Spiegel der Statistik der Eheschließungen in Baden-Württemberg <i>Von Walter Maschlanka</i>	229
Wie eng soll man Bäume pflanzen? <i>Von Hans Schwenkel</i>	231
Omnibusbahnhof am Stuttgarter Hauptbahnhof <i>Von Hans Schwenkel</i>	232
Hans Auwärter zum 60. Geburtstag	232
Fritz Berckhemer + <i>Von Ernst Schütz</i>	233
Otto Wilhelm + <i>Von Emil Dietz</i>	234
Volkskundekongreß in Celle <i>Von Jonas Köpf</i>	234
Internationale Konferenz zur Erforschung der Pflugeräte <i>Von Max Lohß</i>	235
Buchbesprechungen	236
Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes .	238

Das Dorf in der Umbildung

Von Th. Hornberger

In der wissenschaftlichen Volkskunde wie auch in der praktischen Volkstumpfpflege hatte bislang der Begriff des Dorfes eine zentrale Bedeutung. Man sah im dörflichen Milieu den Standort und Mutterboden der materiellen und geistigen Volkskultur. Besonders in einer Zeit, in der die ländliche, das heißt im wesentlichen bäuerliche Gemeinschaftskultur allein einer volkskundlichen Untersuchung wert schien, war das Dorf eben der Boden, auf dem allein diese Kultur erwuchs und erfaßt werden konnte. Während für die Landeskunde das Dorf nur einen Teil des ländlichen Siedlungsgefüges darstellt, mußte die Volkskunde ihrem Herkommen und ihrer Fragestellung gemäß sowohl methodisch als auch sachlich im Gefüge der dörflich-bäuerlichen Bindungen einen ihrer wesentlichsten Schwerpunkte erkennen. Es fehlte deshalb auch nicht an Bestrebungen, dem Zerfall oder mindestens der Gefährdung alter bäuerlicher Lebensart durch kulturelle Dorfarbeit und Dorfpflege entgegenzuwirken. Mit dem Auseinanderfallen der dörflichen Gemeinschaft schien einer der wesentlichsten Bestandteile volkskundlicher Sustanz verlorenzugehen.

Der volkskundliche Dorfbegriff stützte sich dabei auf folgende Punkte:

1. Das Dorf ist eine meist selbständige und geschlossene, ländliche und damit vorwiegend bäuerliche Gemeinde.
2. Das Dorf hat eine Mindestgröße, die über der des Einzelhofs oder kleinen Weilers liegt. Ebenso läßt sich eine, wenn auch nicht zahlenmäßig bestimmbare Höchstgrenze festlegen, die mit der Ausdehnung der landwirtschaftlichen Nutzfläche der Dorfmarkung in einem organischen Verhältnis steht. Eine Flächenausdehnung, wie sie die moderne Stadtentwicklung zeigt, ist beim Dorf nicht möglich.
3. Das Dorf bildet nicht allein eine Wohngemeinschaft, sondern ebenso eine Arbeits- und Wirtschaftsgemeinschaft, die durch herkömmliche Ord-

nungen geregelt ist. Die rechtlichen, wirtschaftlichen und sozialen Grundlagen einer solchen Gesellschaftsordnung ergeben sich aus der Dorf- und Flurform, aus der Etter- und Markungsgrenze, aus der üblichen Anbau- und Wirtschaftsweise oder der Betriebs- und Sozialstruktur. Sie wird von der Gesamtheit der Dorfbewohner anerkannt.

4. Das Dorf ist darüber hinaus eine *Lebensgemeinschaft* von Menschen, deren Vorstellungswelt und Denkart sich einen gemeinsamen und sichtbaren Ausdruck verschafft; es besitzt daher auch ein „geistiges Gesicht“. Das Leben der Dorfgemeinschaft spielt sich in überkommenen Formen von Sitte und Brauch ab und prägt sowohl seine materielle als auch seine geistige Gemeinschaftskultur.

Dieser Dorftypus ist in seiner reinen Form in der heutigen Zeit immer seltener geworden. Die Mehrzahl unserer Dörfer ist, von der Dynamik einer modernen Entwicklung erfaßt, in einer starken Umgestaltung begriffen. Dabei unterscheidet sich der heutige Dorfbegriff von dem ehemaligen im wesentlichen darin:

1. Das heutige Dorf muß nicht mehr rein oder auch nur vorwiegend bäuerlich sein. In den meisten Fällen ist es stark *gewerblich* durchsetzt. Aus dem eingesessenen Bauerntum wurde ein Arbeiterbauerntum oder gar ein Industriebauerntum. Diese Umwandlung vollzog sich meist nicht einheitlich, sondern führte zu einer gesellschaftlichen Schichtung, wobei Bauerntum, Arbeiterbauerntum, Arbeiter- und Unternehmertum nebeneinander sich entwickeln konnten. Aus dem mehr einheitlichen und dem sozial noch wenig geschichteten Dorftypus ist das sozial *vielschichtige* Dorf geworden.
2. Infolge der Industrialisierung hat das Größenzugewachsene des Dorfes stark zugenommen. Das Verhältnis der Bewohner zur landwirtschaftlichen Nutzfläche hat sich infolge eines starken Anwachs-

sens der nicht-landwirtschaftlichen Bevölkerung grundlegend verschoben. Meist ist die alte Ettergrenze gefallen. Wachstumsspitzen und Ausbausiedlungen haben zur Auflösung der geschlossenen Bauweise beigetragen.

3. Wie die Wohn-, so ist auch die Wirtschaftsgemeinschaft aufgelöst. Aus der zelgengebundenen Dreifelderwirtschaft mit Flurzwang wurde immer mehr eine freie, individualisierte Wirtschaft.
4. Bäuerliche, gewerbliche und industrielle Bevölkerungsteile gehören verschiedenen Lebenskreisen an. Die Dorfgemeinschaft fällt infolge starker sozialer Differenzierung auseinander und entwickelt deshalb auch keinen einheitlichen Lebensstil mehr.

Man spricht unter diesen Voraussetzungen heute nicht mehr so allgemein und vorbehaltlos vom „Dorf“, sondern benutzt viel häufiger den verwaltungsmäßig festgelegten Begriff „Gemeinde“. Oft erscheint der Begriff des Dorfes auch schon in eine etwas romantische Sphäre verschoben oder gar mit gewissen Werturteilen der Rückständigkeit behaftet.

Was mag der Grund für diese Wandlung sowohl nach der begrifflichen, als auch nach der wirtschaftlichen, sozialen und geistigen Seite hin sein? Sind es dieselben Gestaltungskräfte, die unser gegenwärtiges Leben beherrschen, die aus der zunehmenden Technisierung und Industrialisierung oder aus der räumlichen und sozialen Differenzierung entstehen und einerseits eine Individualisierung, andererseits eine Vermassung des Menschengeschlechts zur Folge haben?

Ein Blick in die Geschichte zeigt uns, daß die menschlichen Ansiedlungen als ein lebendiger Teil einer sich stets wandelnden Kulturlandschaft zu allen Zeiten den Kräften der Umbildung und Weiterbildung unterworfen waren. Dabei hat es Zeiten gegeben, in denen diese Entwicklung langsam verlief und solche, in denen tiefgreifende und stürmische Veränderungen Platz gegriffen haben.

Vergebens suchen wir in der vorindustriellen Zeit eine allgemeine Verbreitung des sozial einschichtigen Dorfes als Ausgangsbasis unserer heutigen vielseitigen Entwicklung. Nicht einmal im Mittelalter hat eine solche einheitliche Sozialstruktur als ausschließliche Form bestanden. Bereits damals waren verschiedene Lebenskreise auch innerhalb des Dorfes vertreten.

Zwei Zeiträume besonders starker Veränderungen im Dorfbild treten jedoch deutlich hervor: Die Zeit des 12. und 13. Jahrhunderts und die Zeit des 19. und 20. Jahrhunderts.

Die Zeit der mittelalterlichen Stadtgründungen im

12. und 13. Jahrhundert bedeutete eine gewaltige Umwälzung im bis dahin ausschließlich ländlichen Siedlungsgefüge schon durch die rechtliche, wirtschaftliche und soziale Neuordnung. Ein starker Zuzug zu den neugegründeten Städten hatte bereits eine erste „Landflucht“ zur Folge, die sogar zu einem ausgedehnten Wüstungsprozeß dörflicher Siedlungen führte. Gleichzeitig war dies aber auch die Zeit der mittelalterlichen Rodung, wo aus den stark bevölkerten Dörfern der Altsiedlungsgebiete der Bevölkerungsüberschuß in die Rodungssiedlungen der neu erschlossenen Waldgebiete abströmte. Die starke gewerbliche Entwicklung, sowie Handel und Verkehr drangen vom städtischen Bereich und seinem Markt auch aufs Dorf und wirkten sich in der bäuerlichen Wirtschaft, in Bergbau und Waldwirtschaft aus.

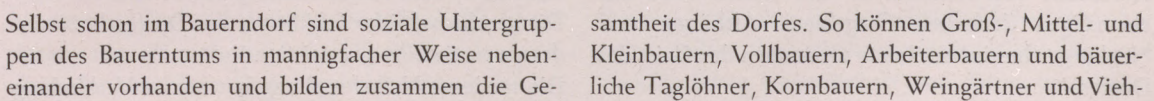
Die Zeit der modernen Wirtschaftsentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert vermehrte dann die Fülle der wirtschaftlichen und sozialen Dorftypen noch weiterhin, indem agrarwirtschaftliche Sonderformen des alten Bauerndorfes durch Obst-, Wein- und Intensivkulturen durch Grünland- und Viehwirtschaft sich herausbildeten, indem Zentren des Fremdenverkehrs und Kurorte entstanden und die Industrialisierung sich über alle bisher vorhandenen Dorftypen legte, um deren Entwicklung in ihrem Sinn zu bestimmen.

Die beigefügte Tabelle mag einen groben und schematischen Überblick über die Eigenart der Siedlungsentwicklung geben. Die mannigfaltigen Dorftypen, die darin aufgeführt sind, verraten ihre Eigenart bald durch ihre Dorfform und die Art ihrer Entstehung, bald durch ihre Wirtschafts- und Sozialstruktur, ohne daß die noch wesentlich vielseitigere geistig-seelische Haltung und Gesinnung der Bewohner in Normen gefaßt und zur Darstellung gebracht werden könnte.

Der jeweilige Dorftypus wird durch bestimmte Gesellschaftsgruppen geprägt.

Aus der geographischen Kulturlandschaftsforschung gewinnen wir die Erkenntnis, daß ein bestimmter Siedlungs- und Dorftyp jeweils geprägt und getragen wird von einer bestimmten menschlichen Gesellschaft. Diese ist selten einheitlich, sondern besteht meist aus einer Vergesellschaftung mehrerer Sozialgruppen. Dabei können *berufsständische Gruppen* wie Bauern und Gewerbetreibende, Handwerker und Kaufleute, Adel und Geistlichkeit, herrschaftliche Ministerialien und Seldner, Burg- und Klosterleute des Mittelalters oder Beamte und Angestellte, Unternehmer und Arbeiter der heutigen Zeit sich zu verschiedenartigen Gruppen innerhalb eines Siedlungsplatzes vereinigen.

Heutige Siedlungstypen





1. Magoldsheim, Kreis Münsingen

Bäuerliches Haufendorf mit einer noch deutlich sichtbaren Ettergrenze und Gewinnflur. Durch inneren Ausbau hat sich der in einer leichten Geländemulde auf wasserundurchlässigem Vulkantuff angelegte Dorfkern verdichtet.

Aufnahme: Strähle

züchter in einem und demselben Dorf vereinigt sein. Jede Sozialgruppe und Untergruppe bestimmt aus ihrer Arbeit und Wesensart und in der jeweiligen Verknüpfung mit anderen Gruppen den Charakter der Siedlung in bezug auf Hausbau und Siedlungsform, in bezug auf wirtschaftliche Tätigkeit und gesellschaftliche Ordnung, in bezug auf kulturelles und geistiges Leben.

In ähnlicher Weise bestimmen *völkische Gruppen* in ihrer stammesmäßigen, nationalen und rassischen Eigenart ihre Ansiedlungen. Außer den Ortsnamen ist von den im 9. Jahrhundert angesiedelten Wenden in unserem Raum kaum mehr etwas übrig geblieben. Stärker ist der Einfluß, der nach dem Dreißigjährigen Krieg durch Schweizer, Tiroler, auch durch Juden in unsere Dörfer gekommen ist. Am stärksten aber stehen wir unter dem unmittelbaren Eindruck der Umschichtung unserer Dorfbevölkerung durch die Aufnahme von Evakuierten und Vertriebenen der ehemaligen deutschen Ostgebiete. Altbürger und Neubürger bestimmen heute zusammen den Geist des Dorfes.

Endlich sind auch die *konfessionellen Gruppen* wesentlich an der Gestaltung des Dorfes beteiligt. In den katholischen Gebieten hält man in den Dörfern stärker an der Tradition fest, ist auch noch mehr dem Bauerntum verbunden. In den protestantischen Gebieten dagegen löst man sich leichter vom Alten und wendet sich rascher dem Neuen zu. Darum hat auch die Industrie mit allen Begleiterscheinungen im protestantischen Altwürttemberg leichter Fuß gefaßt als in den katholischen Ländern. Daran sind nicht allein die nachher noch zu besprechenden territorialen Entwicklungen schuld, sondern ebenso der arbeitsbetonte puritanische Sinn der protestantischen Bevölkerung. Die um ihres Glaubens willen ausgewanderten Waldenser in Pinache, Perouse, Serres und anderen Orten lassen ihre Sonderart deutlich erkennen. Ebenso nehmen die Dorfgründungen, die von religiösen Bewegungen entstanden sind, wie Korntal oder Wilhelmsdorf, eine Sonderstellung ein.

Die gesellschaftliche Schichtung des Dorfes bestimmt dessen materielle und geistige Kultur.

Die moderne Volksforschung hat uns in Verbindung



2. Dußlingen, Kreis Tübingen

Aus einem alten bauerlichen Haufendorf ist zuerst ein Arbeiter-Bauerndorf und heute immer mehr eine Arbeiter Wohngemeinde geworden. Die Ettergrenze ist längst überschritten, dagegen wird von dem bauerlichen Restteil der Bevölkerung die Gewinnflur noch im Sinn der Dreifelderwirtschaft bearbeitet.

Aufnahme: Strähle

mit der Soziologie zu der Erkenntnis geführt, daß das Gemeinschaftsgut des Volkes eng gebunden ist an die Wesensart und geistige Haltung der einzelnen Gruppen und Schichten, Bünde und Gemeinschaften, die zusammen den Volkskörper aufbauen. Die gesamte volkskundliche Substanz von Haus und Hof, Tracht und Mundart, Sitte und Brauch, Erzählungen, Liedern, Überlieferungen und Glaubensvorstellungen gewinnt allein im Hinblick auf den Träger, das heißt nur auf diejenige menschliche Gemeinschaft Bedeutung, in der sie lebendig ist und wesentliche Züge dieser volkhafte Gemeinschaft zum Ausdruck bringt. Das Dorf, das zum Beispiel vom *Bauern* bestimmt wird, trägt dessen Züge in seinem äußeren Bild, wie in seiner inneren Ordnung. So entspricht der Haustyp der bauerlichen Tradition und wirtschaftlichen Tätigkeit als Ackerbauernhaus, Weingärtnerhaus, Viehzüchterhaus. Hof und Feld, Gerät und Gespann fügen sich organisch dieser Kultur ein. Auch die geistige Verfassung, das Verhältnis zur Natur, zu den Haustieren, zum Wetter, ein festgefügtter Tageslauf, ein durch herkömmliche Ordnungen bestimmter Jahres-

und Lebenslauf, eine dem Bauern eigne Art der Religiosität, ja schlechthin eine bauerliche Vorstellungswelt und Denkweise gewinnt im äußeren und inneren Antlitz des Dorfes sichtbare Gestalt.

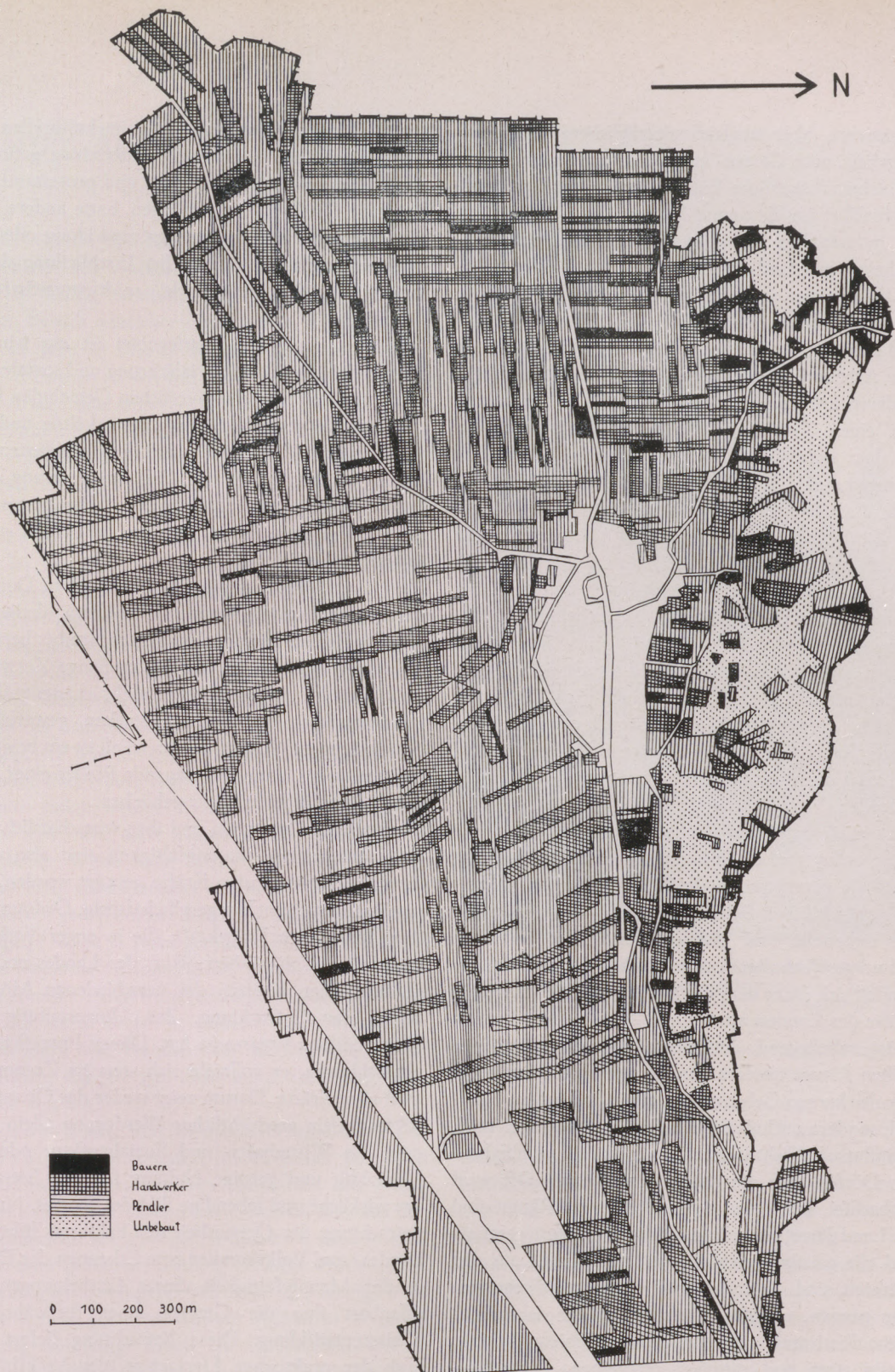
Anders ist der Lebenskreis des *Arbeiterbauern*. Hier spielt sich der Tageslauf des Mannes, der in der Fabrik arbeitet, getrennt von dem von Frau und Kindern ab, die in der ländlichen Arbeit tätig sind. Der Fabrikpendler ist nur Feierabendbauer, und wenn er auch nach Herkunft noch der bauerlichen Welt verbunden ist, so gewinnen doch städtische Einflüsse bei ihm an Bedeutung. Sein Haus ist das Arbeiterbauernhaus, das in der ersten Generation sich meist durch eine ausgebaute Dachwohnung aus dem elterlichen Bauernhaus entwickelt hat. Dieses Haus kennzeichnet schon äußerlich das Generationenproblem einer sozialen und geistigen Umschichtung. Die Alten treiben die Landwirtschaft um, der Sohn geht ins „Geschäft“. Auf diese Umstellung zum Arbeiterbauern folgt sofort eine Änderung der landwirtschaftlichen Betriebsweise, indem der arbeitsintensivere Getreide- und Hackfruchtbau eingeschränkt und dafür die arbeits-



3. Schwenningen

Das ehemalige Bauerndorf hat alle Stufen durchlaufen und sich bis zur Industriestadt entwickelt. Die Bauernhäuser im Kern des alten Haufendorfes zeigen im Vergleich zu den Industrieanlagen, Geschäftshäusern und Wohnvierteln den Funktionswandel der heutigen Siedlung an.

Gez. v. stud. phil. M. Rogge



4. Hirschau, Kreis Tübingen

Anteil der sozialen Berufs- und Gesellschaftsgruppen an der Bewirtschaftung der landwirtschaftlichen Nutzfläche. Mit den Menschen des Dorfes wandelt sich auch die Flur. Der Anbau, der einst von einer rein bäuerlich-weingärtnerischen Bevölkerung betrieben wurde, ist heute auf die veränderten sozialen Bedürfnisse zugeschnitten. Im Dorf befindet sich heute nur noch ein Vollbauer. Das Feld wird vorwiegend von Handwerker- und Arbeiterbauern bewirtschaftet. Ein Großteil der einst intensiv bearbeiteten Weinberge wird überhaupt nicht mehr bebaut und überzieht sich mit einer steppenheideartigen Kraut- und Brachvegetation.

Gez. v. cand. rer. nat. J. Eberl und cand. rer. nat. G. Gerlach

extensivere, aber zugleich einträglichere Grünlandwirtschaft, auch Garten- und Obstbau, vermehrt wird. Die arbeiterbäuerliche Extensivierung der Landwirtschaft führt im Zusammenhang mit der gegenwärtigen industriellen Konjunktur sogar zu Verödungserscheinungen landwirtschaftlicher Nutzflächen. Damit spiegelt also auch die Flur die neue soziale Struktur der Dorfbewohner wider.

Daß sich die *Welt des Arbeiters* von der des Bauern oder Arbeiterbauern unterscheidet, bedarf keiner besonderen Erklärung. Damit bildet auch das Arbeiterdorf einen Typus für sich und zwar sowohl die aus dem Bauerndorf heraus entstandene Arbeiterwohngemeinde im Umkreis der Industriestädte, wie auch die Neugründungen von Arbeitersiedlungen. Die Straßenzeilen ohne Hof- und Wirtschaftsplätze machen oft schon einen stadttähnlichen Eindruck. Das innere Leben des Dorfes zeigt durch den erhöhten Lebensstandard, durch Erscheinungen wie den Acht-Studentag, Freizeit, Motorrad, Kino und vieles andere, Züge, die der bäuerlichen Gemeinschaftskultur fremd sind. Die alten bäuerlichen Feste, wie Fasnacht oder Erntefest sind formell wohl noch erhalten, haben aber einen Sinnwandel erfahren und sind zu Vereinsfesten, Kinderfesten und Volksfesten geworden.

Das von den sozialen Gruppen im Dorf geschaffene Gemeinschaftsgut erfährt eine starke Differenzierung durch die mannigfachen Kräfte des Raumes und seiner geschichtlichen Entwicklung.

Die materielle und geistige Kultur der einzelnen und vergesellschafteten menschlichen Gemeinschaften wandelt sich unter dem Einfluß der verschiedenartigen Kräfte der Landesnatur.

Es ist naheliegend, daß Besitz und Wohlstand der reichen Räume unseres Landes, wie auch Armut und Not der kargen Gebiete nicht allein das äußere Dorfbild, sondern auch den Geist der Dorfbewohner stark beeinflussen. Nicht immer jedoch sind die wohlhabenden Dörfer auch die geistig produktiven. Oft wird beobachtet, wie insbesondere die kargen Räume und das Land derer, die nicht mit äußeren Gütern gesegnet sind, die geistig beweglicheren sind. Gerade aus den letzteren sind politische und religiöse Bewegungen ausgegangen, wie der Bauernkrieg oder der schwäbische Pietismus, während andere Gebiete daneben geistig starr und saturiert erscheinen. Diese Verschiedenheit läßt sich im schwäbischen Raum von Dorf zu Dorf oft mit erstaunlicher Deutlichkeit feststellen.

Nicht minder liegen in der *territorialen Entwicklung* unseres Landes tiefgreifende Gestaltungskräfte, die in

der Siedlungsgestaltung wie auch im kulturellen Bild des Dorfes einen sichtbaren Niederschlag gefunden haben. Ein altwürttembergisches und protestantisches Dorf wie Ostdorf, Kreis Balingen, hatte andere Voraussetzungen der Bevölkerungsentwicklung oder der wirtschaftlichen und industriellen Erschließung als das unmittelbar danebenliegende reichsritterschaftliche Geislingen.

Auch das Ebinger Industriegebiet ist ein Musterbeispiel dafür, daß Industrialisierung und soziale Umschichtung der ehemals bäuerlichen Gemeinden lange Zeit nur die gewerblich stark entwickelten und von pietistischem Schaffensgeist erfüllten altwürttembergischen Dörfer erfaßt hat. Erst später drang diese Entwicklung in die katholischen hohenbergischen, fürstenbergischen, klosterherrschaftlichen und sigmaringischen Gebiete ein.

Ebenso auffallend ist die verschiedenartige Dorfentwicklung und soziale Struktur je nachdem, ob die Erb- sotte der Realteilung oder des Anerbenrechts herrscht. Im ersten Fall hat die jahrhundertelange Zersplitterung der Flur zu einer kaum mehr existenzfähigen Landwirtschaft und deshalb starken gewerblichen Entwicklung geführt, im letzteren Fall ist ein bewußtes Bauerntum bis heute der tragende Pfeiler einer dörflichen Gemeinschaftskultur geblieben.

Die heutigen Dorftypen und ihre wirtschaftliche, soziale und geistige Mannigfaltigkeit sind also durch die verschiedenartigsten Kräfte geprägt worden. Entscheidend erscheint die gesellschaftliche Ordnung mit ihrer kulturellen Prägekraft, die in enger Verknüpfung mit der physischen Natur des Landes und den geschichtlichen Kräften die verschiedenen Möglichkeiten der Entwicklung, der Umgestaltung und Weiterbildung verursacht hat. Dieser Prozeß ist nie abgeschlossen, er vollzieht sich stets im Zusammenspiel aller Kräfte. Darum zeigt weder der Ortsgrundriß noch sein geschichtlicher Werdegang allein, auch nicht die Wirtschafts- und Sozialstruktur oder die Mentalität und geistige Haltung für sich betrachtet das wirkliche und lebendige Bild des Dorfes. Nur die Betrachtung der Gesamtheit der Faktoren führt den Landes- und Volkskundler zum Erkennen der Einheit in der Mannigfaltigkeit dieser Erscheinungen und offenbart ihm die Gesetze einer fortwährenden Weiterentwicklung. Diese Betrachtung liefert aber auch der praktischen Dorfarbeit, der Volksbildung und der gesamten volkspflegerischen Arbeit die Möglichkeit, in das komplexe Gefüge des Dorfes an der richtigen und entscheidenden Stelle einzugreifen und ohne romantische Gefühle der Gegenwartsaufgabe gerecht zu werden.

Warum Ausländer im Walde?

Von Otto Feucht

Wieder einmal hat eine Welle der Werbung eingesetzt für den Anbau ausländischer Holzarten in unserem Walde, zweifellos gefördert durch den steigenden Besuch deutscher Forstleute in den USA.

Was ist dazu zu sagen? Welches sind die Gründe? Zwei Tatsachen stehen fest: einmal die außerordentliche Artenarmut unserer Wälder im Vergleich mit der klimatisch entsprechenden Zone Nordamerikas. Dort ergeben sich aus diesem Reichtum ganz andere Möglichkeiten als bei uns, für jeden Standort die beste Bestockung, die geeignetste Mischung zu finden. Und zweitens die Tatsache, daß unsere Holzerzeugung im Verhältnis zur Bevölkerungszahl sich durch die Kriego- und Nachkriegsereignisse ungemein verschlechtert hat.

Was liegt also näher als der erneute und nachdrückliche Versuch, durch Einführung fremder Arten eine ähnliche Steigerung der Erzeugung zu erreichen, wie dies in der Landwirtschaft und im Gartenbau längst geglückt ist? Wer könnte sich heute unser Leben ohne Kartoffel und Mais, Bohnen und Tomaten denken, um nur einige wenige Arten zu nennen? Warum sollten sich nicht auch Bäume finden lassen, die in irgendeiner Weise mehr leisten als die heimischen, rascher Holz erzeugen oder wertvolleres, die auch auf Standorten gedeihen, auf denen die heimischen Bäume versagen? Wäre es nicht geradezu Pflichtversäumnis, solche Versuche zu unterlassen, nur, um dem Walde keine fremden, ungewohnten Züge einzusetzen? Haben sich nicht längst in Gärten und Parkanlagen Fremdländer wie Platane oder Roßkastanie so gut eingeführt, daß sie gar nicht mehr als fremd empfunden werden?

Nun waren solche Einbürgerungsversuche im Walde schon seit rund zweihundert Jahren immer wieder zu verzeichnen. Gegen hundert Baumarten aus Nordamerika und ein Dutzend aus Ostasien, also aus den uns klimatisch am ähnlichsten Gebieten, sind in kleinerem oder größerem Umfang versucht worden, aber wie wenig ist davon geblieben! Nur sehr wenig Arten haben sich so gehalten, daß ein Anbau in weiterem Umfang überhaupt Erfolg zu versprechen scheint. Die unabänderlichen natürlichen Gegebenheiten sind nun einmal anders als drüben, und die Möglichkeit, durch menschliche Pflege nachzuhelfen und auszugleichen ist im Walde viel bescheidener als im Park und Garten. Es darf auch nicht vergessen werden, daß der Wald in Mitteleuropa seine besten ertragfähigsten



1. Die Duglasie (Bildmitte) ist kaum als fremd zu erkennen, im Gegensatz zu den Halbzypressen (Lawsonien) zu beiden Seiten.
Aufnahme: Feucht

Standorte mit wenig Ausnahmen längst eingebüßt hat.

Die Ursachen des geringen Erfolges sind verschieden. Zunächst hat man lange Zeit viele Versuche auf gut Glück unternommen, ohne Rücksicht auf die Standortsbedürfnisse, die man ja noch gar nicht kannte. Erst nach vielen Fehlschlägen hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, daß man Aussicht auf Erfolg nur dann erwarten darf, wenn die Verhältnisse am neuen Standort möglichst genau denen der Heimat entsprechen. Haben wir doch selbst bei heimischen Arten unter den Folgen grober Mißgriffe in der Standortswahl zu leiden, die sich im Walde ja meist viel später herausstellen als etwa auf dem Acker. Wie fragwürdig zum Beispiel der Anbau der Fichte in manchen Gegenden sein kann, haben erst die Trockenjahre seit 1947 richtig deutlich gemacht: die Fichte ist ein Baum des Gebirges, der nicht ohne weiteres überall im Flach-



2. Duglasienzweig mit Zapfen. Man beachte die dreigespitzten Deckschuppen
Aufnahme: Hedda Reidt

land angebaut werden kann, wo er, streng genommen, ein Ausländer ist!

Daß es nicht so einfach ist, einer in sich geschlossenen Lebensgemeinschaft einen fremden Bestandteil einzufügen, das hat uns zuerst die nach Lord Weymouth benannte nordamerikanische Kiefer gezeigt (*Pinus Strobus*), die bei uns durch einen Pilzschädling schwer gefährdet wird. Schon nahezu ein Jahrhundert lang war der Baum in Europa mit bestem Erfolg angebaut worden, als schlagartig die Erkrankung einsetzte, denn der Schädling kam aus Sibirien und sprang im Park von seinem Wirtsbaum auf die Weymouthkiefer über, die ihm nicht gewachsen war. Lange Zeit schien ein weiterer Anbau ganz unmöglich, aber dann ergab sich doch, daß mit der Zeit eine gewisse Widerstandskraft sich herausgebildet hat, zunächst bei einzelnen Bäumen, so daß heute, nach mehr als fünfzig Jahren des Zweifels, wieder Hoffnung erwacht ist.

Ganz ähnlich ist es der viel später ebenfalls aus Nordamerika eingeführten Duglasie (*Pseudotsuga Douglasii*, s. Abb. 1) ergangen, die sich ausgezeichnet bewährt hatte, als jählings Pilzbefall sie bedrohte und ihren Anbau viele Jahre lang hemmte, bis die Gefahr

als gebannt gelten durfte. Der nach dem schottischen Forscher Douglas benannte, wegen des Apfelsinenduftes der Nadeln auch als „Duftfichte“ bezeichnete Baum hat sich bis jetzt als wertvollste Einführung erwiesen, deren Holz („oregon pine“) rascher wächst und fester ist als das unserer Fichte und Tanne, vorausgesetzt, daß die passende „Herkunft“ verwendet wird. Gerade diese Art, die in ihrem weiten Heimatgebiet sehr stark variiert, hat uns besonders deutlich gemacht, wie sehr es darauf ankommt, die richtige „Rasse“ oder „Sorte“ zu ermitteln, die bei uns am besten gedeiht und am widerstandsfähigsten ist.

Neuerdings wird die ebenfalls aus Nordamerika kommende große Küstentanne (*Abies grandis*) ganz besonders empfohlen auf Grund der vor allem in Bayern in 40 Jahren gemachten Erfahrungen. Sie erzeugt mehr Holz als die heimische Tanne und wird weder von der Tannenlaus befallen, noch vom Wild verbissen, worunter unsere Tanne schwer zu leiden hat. Wenn diese Vorzüge auf die Dauer anhalten, wird der Baum zweifellos auch für unsere Heimat Bedeutung erlangen, dem Unkundigen wird er kaum als etwas besonderes auffallen.



3. Wellingtonienzweig mit Zapfen.

Aufnahme: Hedda Reidt



4. 18jährige Roteichen aus Saat. Die Fichten und Forchen links sind gleich alt.
Aufnahme: Feucht

Bleiben wir zunächst beim Nadelholz! Es können hier nicht alle Arten aufgezählt werden, denen wir da und dort auf meist kleinen Versuchsflächen im Walde begegnen, wie etwa die spitznadelige Sitkafichte auf moorigem Boden, oder die Japanlärche, die Murraykiefer und andere Amerikaner, die meist gar nicht als Fremdlinge erkannt werden, oder die aus den Ostalpen stammende Schwarzkiefer, die bei der Aufforstung flachgründiger Ödflächen, besonders auf der Alb, gute Dienste leistet. – Von der dreinadligen *Pechkiefer* (*Pinus rigida*), die vor 80 Jahren aus Irrtum bei uns gepflanzt wurde, sind heute nur noch spärliche Reste vorhanden; man war des Glaubens gewesen, sie liefere das damals hochbegehrte Pitchpine-Holz, das aber von anderen Nordamerikanern stammt, und bei uns nicht gedeiht.

Aber eines Baumes müssen wir hier noch gedenken, weil sein Anbau in Württemberg besondere Beachtung verdient, obwohl er für den Wald bis jetzt keine Bedeutung erlangt hat. Das ist der *Mammutbaum* aus Kalifornien, der auch Wellingtonie oder Riesensequoie heißt (*Sequoia gigantea*) und in seiner Heimat über hundert Meter Höhe und über zehn Meter Durchmesser (in Brusthöhe) erreicht. Denn im Jahre 1865 wurde in der Wilhelma ein Pfund des sehr leichten Samens im Kalthaus ausgesät, und schon im

Jahr darauf kamen gegen 8000 Sämlinge im ganzen Lande zur Verteilung, je zur Hälfte in Parkanlagen und im Walde. So kann man heute, obwohl die meisten Bäumchen dem kalten Winter 1879/80 erlegen sind, noch in 45 Waldteilen ganz verschiedener Klimalage und Standortsgüte Vergleiche anstellen, die zu wertvollen Schlüssen führen, da ja die Einheitlichkeit des Saatguts feststeht. Die Höhe schwankt zwischen 13 und 42 Meter, der Stammdurchmesser zwischen 23 und 210 cm (in 1,3 m). Solche Höchstzahlen, wie sie von keinem unserer heimischen Nadelbäume erreicht werden, beschränken sich freilich auf ausgesucht günstige Orte, wie sie für den Großanbau im Walde nur in seltenen Ausnahmefällen noch zur Verfügung stehen. Die hervorragenden Wuchsleistungen, die wir – das gilt ganz allgemein für alle Holzarten – im Park da und dort bestaunen, lassen sich auf den dem Walde verbliebenen Standorten nur sehr selten erzielen.

Zweifelloos wirkt die Wellingtonie fremd in unserem Walde, im Gegensatz zu den bisher genannten Bäumen. Sie erinnert im Aussehen stark an Lebensbäume und Halbzypressen (*Thuja* und *Chamaecyparis*), die um die Jahrhundertwende auch bei uns im Walde „versucht“ worden sind. Es war dies in der Zeit, da solcher Anbau weniger aus wirtschaftlichen Gründen

als aus ganz anderen Erwägungen angestellt wurde, nämlich in der Absicht, den artenarmen deutschen Wald zu bereichern und zu – „verschönern“. Das ging, dem Geschmack der Zeit entsprechend, soweit, daß man die Fremdlinge vielfach ausdrücklich und aufdringlich an besonders auffallende Stellen gebracht hat. Gegen solche „Verfälschung des Waldbildes“ um Stuttgart richtete sich 1911 ein scharfer Protest der Künstlerschaft unter Führung des Oberbürgermeisters von Gauss¹. Da die Gegengründe nicht durch wirtschaftliche Vorteile entkräftet werden konnten, wurden diese Entgleisungen nicht fortgesetzt. Heute, da die verbliebenen Reste höher gewachsen sind, muß man schon sehr genau aufmerken, um sie im Walde überhaupt zu entdecken.

Aber nun erhebt sich eine Frage: wenn wir Wellingtonien und Lebensbäume („Kirchhofbäume“) im Walde als fremd ablehnen, warum empfinden wir Wacholder oder Eibe nicht ebenfalls als fremd, wenn wir ihnen, heute freilich selten genug, als Waldbaum begegnen? Etwa nur deshalb nicht, weil wir wissen, daß sie heimisch sind und früher viel weiter im Walde verbreitet waren als heute, während wir von den erstgenannten wissen, daß sie Ausländer sind? Hat man etwa auch die *Lärche* als fremd empfunden, als sie vor rund 160 Jahren vom Hochgebirge herab zum ersten Male zu uns kam? Und wie ist es mit der Fichte im Laubwaldgebiet des Unterlands? Stört uns vielleicht weit mehr als der Baum selbst die Art und Weise seines Anbaus, vor allem der streng ausgerichtete Reinbestand, die Monokultur, die uns den Gedanken an Wald und Natur verscheucht? Mit anderen Worten: kann man nicht auch Ausländer von abweichendem Aussehen, als „Gastholzarten“ so „naturnahe“ in den Wald einbauen, daß sie nicht mehr so fremd wirken? Das liegt durchaus in der Linie unserer heutigen waldbaulichen Anschauung. Vorausgesetzt muß natürlich werden, daß sie uns wirtschaftlich oder waldbaulich wertvoll sind, für Spielereien einzelner Liebhaber nur um des fremden Reizes willen ist unser Wald zu schade. Die Anlage kleiner Gehölzsammlungen (Arboreten) für Forschung oder Lehre ist eine Sache für sich, sie fällt nicht ins Gewicht.

Es bleibt noch übrig, von einigen *Laubbäumen* zu sprechen. Da sind zwei Nordamerikaner heute schon weit verbreitet, die Roteiche und die *Robinie*. Die letztere, die meist „*Akazie*“ genannt wird (*Robinia pseudacacia*), ist eine der frühesten Einführungen aus Übersee und hat sich zur Begrünung und Festi-

¹ Vgl. Feucht, Der Wald um Stuttgart, Verlag Kohlhammer 1951.



5. Die Lärche aus den Alpen (links) und die Robinie aus Nordamerika (rechts) sind bei uns gleichermaßen Fremdlinge.

Aufnahme: Feucht

gung von Böschungen, Schutthalden und dergleichen als sehr geeignet erwiesen, zumal auf sandigem Boden in nicht zu kalten Lagen. „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt“ – das gilt für sie und ihr Bild wie für keinen anderen Baum. Kein Zweifel, eine junge Pflanzung mit ihren starren stacheligen Ruten ist nichts weniger als schön; zumal wenn sie, immer wieder zurückgesetzt, immer wieder neu ausschlagen muß, kann sie ungemein abstoßend wirken. Anders der alte Baum im Duft der weißen Trauben seiner Schmetterlingsblüten, die vom Imker so sehr geschätzt werden. Oft wächst der Stamm eigenwillig und krumm, aber im Schluß kann er sich gerade strecken, sein hartes Holz wird sehr gesucht. Auf ärmerem Boden, zumal auf Sand, kann der Baum ein Gewinn sein, denn er reichert den Boden mit Stickstoff an und fördert dadurch andere Arten. Das kann sich freilich auch unerfreulich auswirken, wenn die natürliche Standortsvegetation verdrängt und durch Stickstoffpflanzen, durch Unkraut, ersetzt wird. Andererseits ist eben dadurch die Möglichkeit gegeben, Rohboden

zu besiedeln oder Sandboden festzulegen, also einen Vorwald zu schaffen, der die spätere Anzucht anderer Holzarten erleichtert. Immerhin dürfte die Ausbreitung zu diesem Zweck innerhalb des Waldes bei uns keine große Ausdehnung annehmen, da sich gezeigt hat, daß sich in den in Frage kommenden Lagen auch mit Erlen überraschend gute Erfolge erzielen lassen.

Um so mehr ist von der *Roteiche* zu erwarten, die bei uns nahezu ausschließlich durch die nordische Art (*Quercus borealis*) vertreten wird. Einer der ältesten Bäume in Europa steht, ebenso wie von der Weymouthskiefer, in Hohenheim. Der Name bezieht sich auf die leuchtend rote Herbstfärbung, die aber nicht bei allen Herkünften zum Ausdruck gelangt. Rinde und Blatt, auch das Holz, haben wenig Ähnlichkeit mit den deutschen Eichen (vgl. Titelbild), da sie aber, etwa in Mischung mit Eiche und Buche, auf vielen Standorten erheblich mehr leistet, so ist sie zweifellos eine der wichtigsten Einführungen. Die Herbstfärbung erscheint uns nur deshalb fremd, weil wir das ganz ähnliche Rot der Wildkirsche und Elsbeere aus unserem Walde nahezu verdrängt haben. Weitere Nordamerikaner, wie *Weißesche* und *weiße Hickory*, auch die neuerdings im Schwarzwald häufiger verwendete *späte Traubenkirsche*, treten so wenig in Erscheinung, fallen so wenig auf, daß sie hier übergangen werden können, ebenso wie die südeuropäische *Zerreiche*, die sich, zum Teil unabsichtlich eingeschleppt, da und dort im Unterland findet. Die auch aus dem Süden kommende *Eßkastanie* hat sich längst eine Art Heimatrecht im Weinbaugebiet erworben, spielt aber im Walde in Württemberg keine große Rolle.

Aber von den *Pappeln* muß noch gesprochen werden, für die heute mächtig Propaganda gemacht wird. Pappeln im Walde? Eine starke Wandlung hat sich vollzogen. Das raschwachsende, weiche Holz unserer Schwarz- und Zitterpappeln ist noch vor einem Menschenalter oft kaum verwertbar gewesen. Jetzt aber ruft die Zellstoffindustrie nach Pappelholz, das mit Hilfe neuer Züchtungen schon nach wenigen Jahren erzeugt werden kann. Es geht dabei nicht um unsere alten Pappelarten, auch nicht um die aus dem Süden

bei uns verbreitete Spitzpappel (Pyramidenpappel), sondern in erster Linie um nordamerikanische Arten und Kreuzungen solcher mit unserer Schwarzpappel, wie sie als „Kanadische Pappeln“ zum Teil schon lange in unseren Flußniederungen und Parkanlagen stehen, daneben kommen auch Ostasien in Betracht. Da die Arten außerordentlich variieren, sich leicht kreuzen und auch vegetativ, durch Ableger, vermehren lassen, so sind durch planmäßige Auslese in den letzten Jahrzehnten allerlei Formen und Herkünfte herangezogen worden, die sich für die verschiedensten Standorte eignen, sie werden unter dem Namen „*Populus euramericana*“ zusammengefaßt. An dieser Arbeit ist der Pappelzuchtgarten unserer Württembergischen Forstlichen Versuchsanstalt im Härdtle bei Weil im Dorf (Dr. Schlenker) hervorragend beteiligt.

Wenn auch das Hauptgewicht im Anbau dieser breitenkronigen Pappeln außerhalb des Waldes liegt, so begegnen wir ihnen doch neuerdings auch vielfach im Walde, sofern wir sie überhaupt beachten und erkennen. Wenn es gelänge, Sorten zu finden für unsere ärmsten Waldböden und für trockene Lagen, so könnte daraus ein erheblicher Gewinn entspringen, der bleiben würde, auch wenn die derzeitige Pappelmode einmal abgeflaut sein wird.

Vielleicht gibt aber der Erfolg der Pappelzüchtung den Ansporn, auch unsere eigenen Waldbäume mit gleicher Sorgfalt nach Sorten und „Stämmen“ auszuwählen und zu züchten, Ansätze dazu sind schon zu verzeichnen. Das ist freilich eine Arbeit, die sich bei den allermeisten Bäumen erst in sehr ferner Zeit wird auswirken können. Aber es ist leider sehr wenig wahrscheinlich, daß wir, daß unsere Nachkommen einmal werden auf das Holz unserer Wälder verzichten können, daß es gelingen wird, den Wald ganz seiner eigentlichen, naturbedingten Aufgabe zu überlassen, als Wahrer des Bodens und der Gewässer, als Schützer von Volk und Land! Auch die Rohstofflieferung aus dem Walde wird immer lebenswichtig für uns bleiben und darum wird auch die Frage der Erzeugungssteigerung durch ausländische Arten immer wieder neu geprüft werden müssen.

Seerose

Wer senkte einst dein Samenkorn
ins tiefe, schwarze Moor,
wie fandest, weise Rose du,
zum Sonnenlicht empor?

Wer faltet deine Blüte sacht
im Abenddämmerchein,
daß sie in stiller, tiefer Nacht
ruht in dem Blätterschrein?

Gertrud Höfer



Blick zum Theaterbau im Ohringer Hofgarten von der Treppenbrücke aus.

Der Hofgarten in Öhringen

Von Marianne Schumm

Die Geschichte der fürstlichen Gärten in Öhringen ist deshalb so reizvoll, weil man aus ihr die Entwicklung des Gartenstils in Deutschland vom frühen 17. Jahrhundert bis in die neueste Zeit in einer Klarheit ablesen kann, wie dies in der Geschichte größerer Residenzen mit weitergreifendem Einflußradius und nicht so stetig-ruhiger Entwicklung nicht möglich ist. Während des Mittelalters Sitz einer bedeutenden geistlichen Institution, eines Chorherrnstiftes, war Öhringen in dieser Zeit nicht Wohnsitz einer Adelsfamilie, und die Grafen von Hohenlohe, die mit der Vogtei über das Stift belehnt waren, besaßen in Öhringen wohl ein als Schloß bezeichnetes Steinhaus, wohnten aber in Weikersheim und Waldenburg und dann, als die hohenloheschen Erblande unter den verschiedenen Söhnen immer wieder geteilt wurden, auch in Neuenstein und Langenburg. Erst als Anfang des 17. Jahrhunderts die Witwe eines Weikersheimer Grafen sich Öhringen als „Wittum“

erwählte, wurde von 1611–1616 auf dem Platz ehemaliger Stiftsgebäude das heutige Residenzschloß erbaut. Das Stift, das schon im 15. Jahrhundert mehr und mehr an geistiger und kultureller Bedeutung eingebüßt hatte, war bei der Durchführung der Reformation aufgehoben worden.

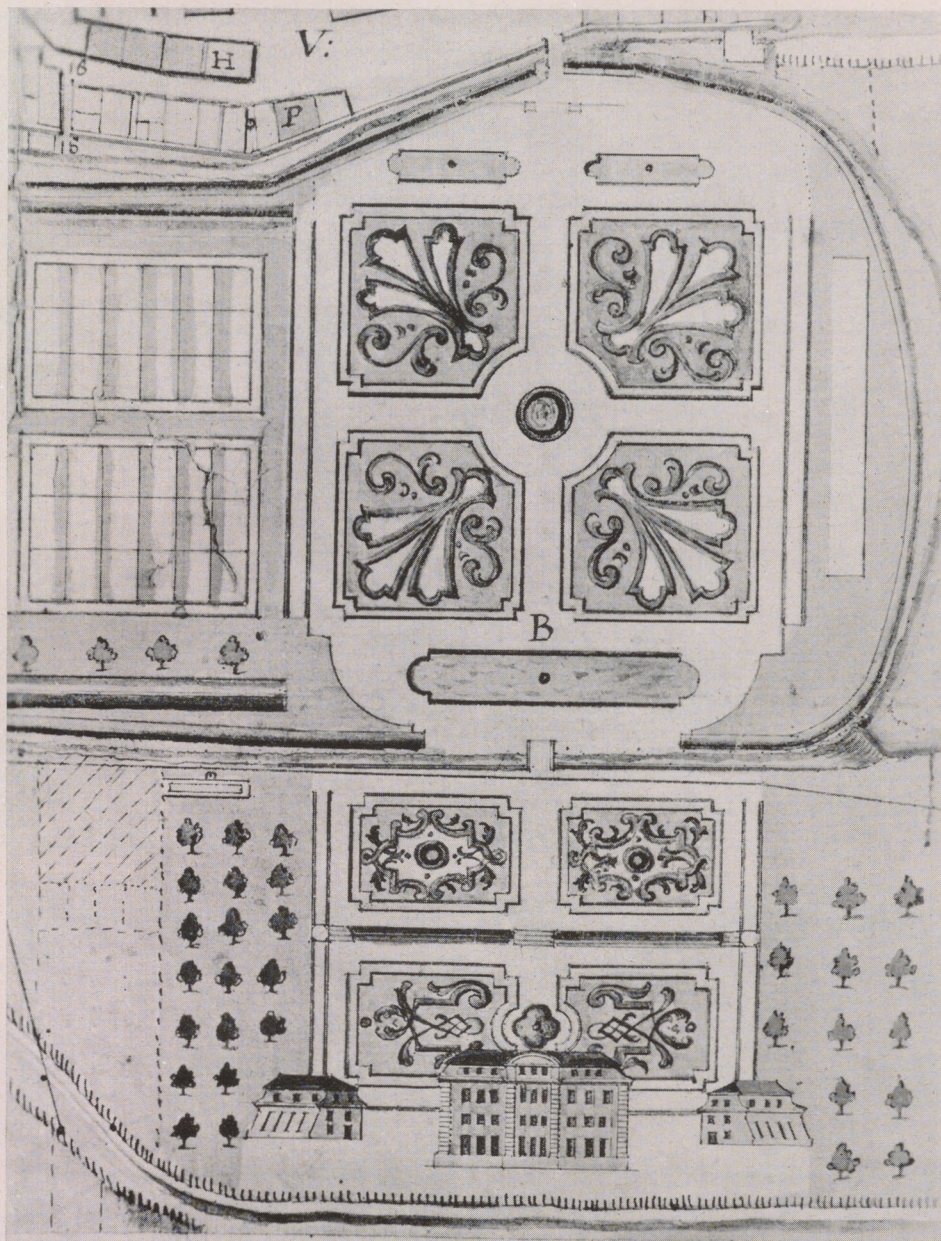
Als die Gräfin-Witwe Magdalena, geborene Gräfin von Nassau-Dillenburg, in Öhringen einzog, blieb ihr in dem neuen „Widums-Haus“ noch manches zu wünschen übrig. Neben der Zurichtung eines Gewölbes für eine Apotheke und einer Kammer für ein Bad wünscht die damals 69 Jahre alte Gräfin, daß „das Gärtlein soll zugerüstet werden“. So entstand der erste Schloßgarten, von dem wir in dem von dem Baumeister Georg Kern von Neuenstein im Jahre 1614 von Schloß und Garten gefertigten Riß die klarste Anschauung haben. Es war der Garten der Renaissance, ein erweitertes Haus, an das er sich anlehnte, von dessen Architektur umgeben und be-

stimmt. Es waren „Bögen in der Mauer, darunter man kahn sitzen, auch zum Teil Fenster in denselbigen durchgehen“, „ein hölzerner Gang“ führte „von dem Schloßhof hinüber in den Garten“. Das ziemlich gleichmäßige Geviert ist in vier quadratische Beete eingeteilt, die sich um einen Brunnen gruppieren, der auf dem Riß mit unnachahmlicher Grazie gezeichnet ist. Aus steinerner Blüte steigt das Wasser und wird in weiter Muschelschale aufgefangen. Das „lustig Wurzgärtlein“, wie es in vielsagendem Doppelsinn gelegentlich genannt wird, bestand bis 1708, und sein Platz ist heute überbaut. Seine Beete mögen von Buchsbaum und Taxushecken eingefasst gewesen sein, und wie sein Name sagt, mag man wohl in geometrisch angeordneten Rabatten allerhand Kräuter zu Küchen- und Heilzwecken und Blumen zur Lust darin angebaut haben. Doch das Gärtlein war klein und genügte der Gräfin, die bis zum Tode ihres Gemahls in Weikersheim gelebt hatte, nicht. Die Zeit war gartenfreudig und die Vorläufer von Le Nôtre, dem großen Gartenmeister Ludwigs XIV., wirken schon über Frankreich hinaus. Der Garten diente nicht mehr nur der Freude und dem Nutzen, sondern er begann in der Zeit, die die Epoche einleitet, in der Adel und Fürstentum zum zweitenmal in der deutschen Geschichte Träger und Förderer höchster geistiger Kultur wurden, Ausdruck jener Kultur, Dokumentierung des Standesbewußtseins zu werden.

So kauften und tauschten die Söhne, die in Weikersheim, Neuenstein und Langenburg regierenden Grafen, da dicht beim Schloß, das hart an der Stadtmauer lag, kein Raum war, vor den Mauern der Altstadt verschiedene Grundstücke von Öhringer Bürgern, um einen „newen Herrengarten“ von beträchtlicher Ausdehnung anzulegen. Da für die alte Gräfin der Weg durch die Stadt, den sie zu ihrem Garten hätte machen müssen, zu beschwerlich war, legte man einen eigenen Weg mit Stegen und kleinen Zugbrücken über Graben und Wall und an der Stadtmauer entlang an.

Während des Dreißigjährigen Krieges mußte die gräfliche Familie aus Neuenstein flüchten, und das dortige Schloß wurde durch jahrelange Besatzung so übel zugerichtet, daß man deshalb Ende des 17. Jahrhunderts die Residenz nach Öhringen verlegte und das Wittumshaus zum Residenzschloß umbaute und erweiterte. Der Plan eines Lustgartens beim Schloß wurde damals schon erwogen, doch konnte er erst nach vollendetem Ausbau und nach Erweiterung des letzteren Anfang des 18. Jahrhunderts Wirklichkeit werden. Der damals regierende Graf Johann Friedrich II. scheute keine Mühe, um die nicht unbeträcht-

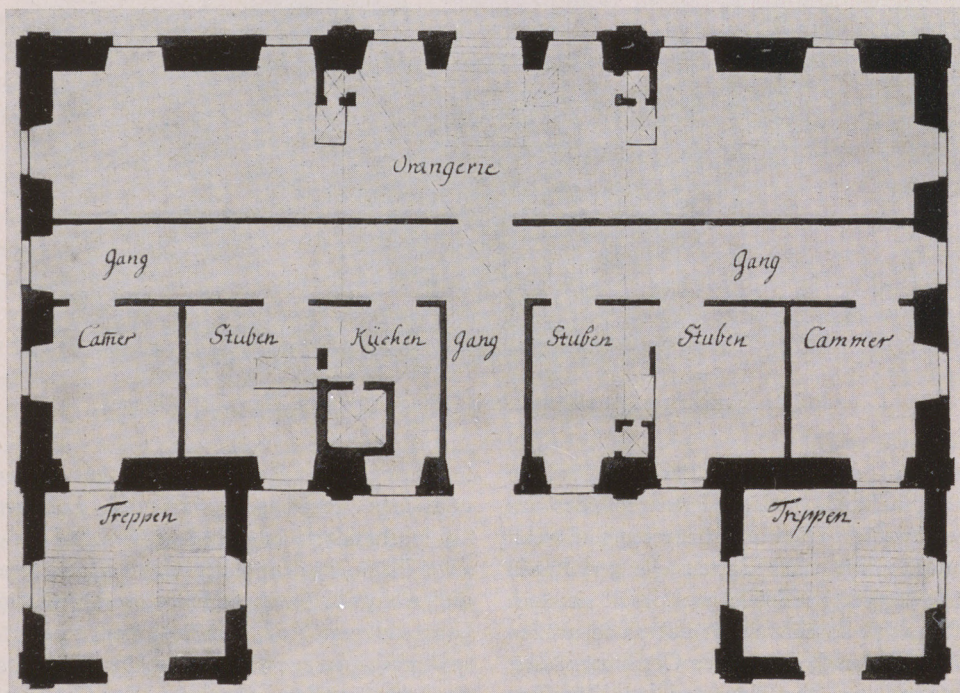
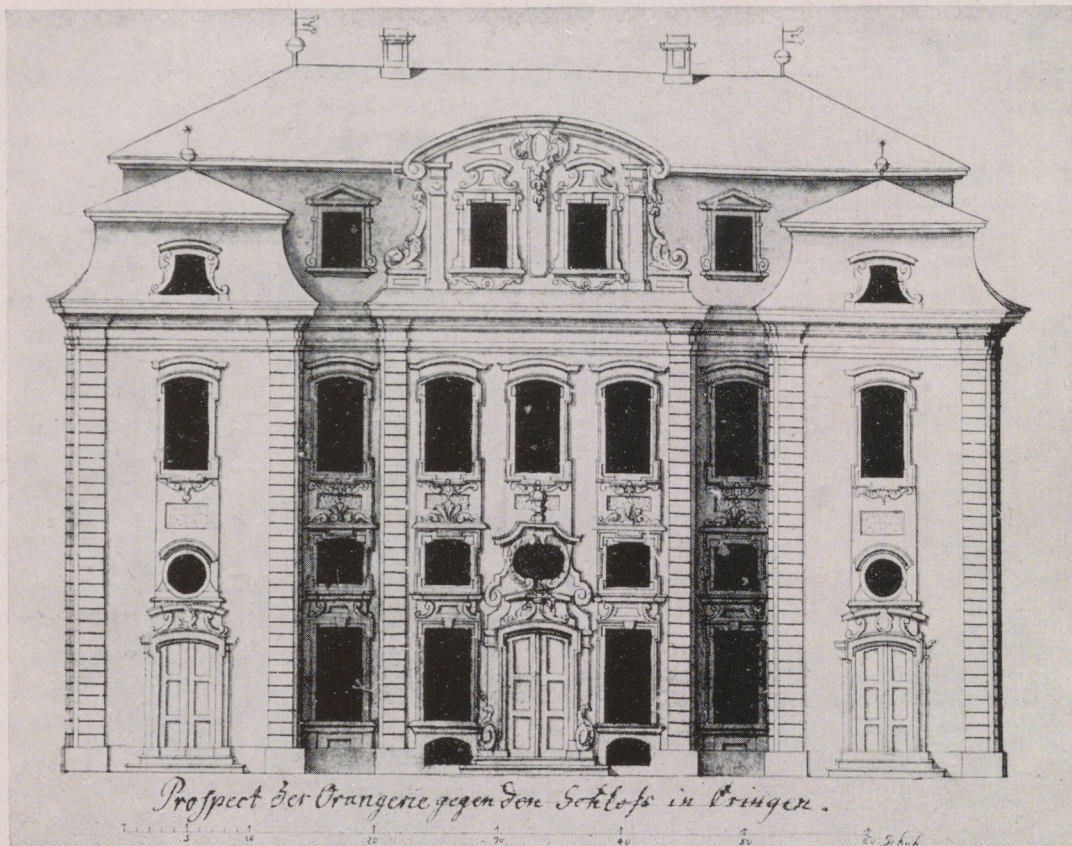
lichen Hindernisse zu überwinden, die sich seinen Plänen entgegenstellten. Die größte Schwierigkeit lag darin, daß das Gelände über dem Stadtgraben dicht beim Schloß nicht der Herrschaft, sondern von alters her verschiedenen Öhringer Bürgern gehörte und von diesen in Gärten und Krautbeete eingeteilt war. Diese wurden nun teils gekauft, teils gegen meist größere Teile des Herrengartens getauscht, was nicht ohne den manchmal heftigen Widerspruch der „mitregierenden Vettern“ in Pfedelbach und Waldenburg abging. Graf Johann Friedrich beschwert sich in einem Brief an seinen Vetter in Schillingsfürst bitter darüber, daß man ihm seine „geringe Plaisir und Gartenlust zu hemmen und schwer zu machen suche“. Doch bis 1718 ist das Land zusammengekauft und bis 1743 wird der Lustgarten südlich des Schlosses mit Saalbau und Gartenpavillons angelegt. Durch einen Kupferstich auf einem Widmungsblatt zum Einzug des neuvermählten Fürstenpaares Friedrich Ludwig Karl und Sophia Amalia, geborenen Herzogin von Sachsen-Hildburghausen (1749) und durch den Plan des Zimmermeisters Johann Peter Schillinger von 1774 bekommen wir die lebendigste Vorstellung von demselben. Es ist der Garten des 18. Jahrhunderts ohne den seit Ludwig XIV. kein Fürstensitz, er sei klein oder groß, denkbar ist. Auch er wird noch, wie der Garten der Renaissance, von der Architektur bestimmt, die Treppe vom Schloßhof über den Wall und das Lusthaus an seinem Ende müssen seine Achse betonen. Der ganze Garten wird wie mit liebenden Armen von dem Ohrnflüßlein und seinem Kanal umschlungen. Man überquert ersteres auf hoher Treppenbrücke vom Schloß her und letzteren mit leichtem Bogen im Park. Dieser erste Lustgarten hat sieben Brunnen und Fontänen, ohne deren springenden, rauschenden Strahl die Feste des Barock und des Rokoko ebensowenig denkbar sind, wie ohne die dunklen, im Wachsen gleichsam erstarrten Taxushecken und ohne die gezirkelten Beete, deren Arabesken und Ornamente sich um die Brunnen schlängeln. Das Rokoko suchte die Natur und pries ein Leben in ihr. Aber wie der Körper seiner Menschen, ward auch die Natur in eine Schnürbrust gezwängt. Rousseaus Ruf zur Rückkehr zu ihr, der ungehemmt Gewachsenen, wurde erst nach der Französischen Revolution in seinem eigentlichen Sinn verstanden und wirksam. Und wie in jeder geistigen und künstlerischen Entwicklung auf die These deren vollkommene Antithese folgt, so wird auch nach der Umwälzung von 1789 das Übermaß des Gekünstelten im Rokoko, von den klaren Formen des sich an der Antike begeisternden Klassizismus, der beschnittene franzö-



Grundriß des Hofgartens. Ausschnitt aus Schillingers großem Plan von Ohringen.

sische Garten von dem englischen Park abgelöst. An Stelle des architektonisch Gegliederten soll das ungebunden und natürlich Gewachsene treten, und wenn schon bei der Anlage eines Gartens die gestaltende Hand des Menschen im Spiele ist, so soll sie doch nicht spürbar sein. So entstanden überall in großen Residenzen Gärten nach dem neuen Geschmack, oder man weitete, wie in Nymphenburg bei München, den Garten des Barock zu einem in dem neuen Stil angelegten Park aus. Schwieriger war es, wenn, wie

in Ohringen, der Raum für diese Ausweitung gering und man gezwungen war, den Lustgarten des 18. Jahrhunderts in das neue Gewand zu kleiden. Zwei Pläne aus dem 19. Jahrhundert, einer von 1831 und ein wohl etwas früherer, veranschaulichen die Umgestaltung. Auf dem letzteren scheint die ursprüngliche Anlage noch stärker durch. Noch springen die beiden großen Fontänen in der Gartenmitte und vor dem Saalbau. Auf dem Plan von 1831 ist von den sieben Brunnen nur noch ein von einer Trauer-



Die Orangerie im Ohringer Schloßgarten. Grund- und Aufriß. Mitte 18. Jahrhundert. Auf diese bisher unbekannte Zeichnung hat Direktor Dr. Werner Fleischhauer vom Württ. Landesmuseum hingewiesen.

weide beschatteter Teich im östlichen Teil des Gartens übriggeblieben. Alleen von Ahorn und Kastanienbäumen haben die Taxushecken abgelöst. Nur aus ihrer Geradlinigkeit spricht noch der frühere Zwang. Eine große Rasenfläche breitet sich zwischen den Bäumen an Stelle der symmetrischen Bosketts, und damit die Strenge der Alleen möglichst gemindert werde, schlängeln sich Wege wahllos, sich verlierend und wiederfindend, durch die Wiesenfläche, die man mit Strauchwerk und Bäumen bepflanzt, damit der Blick vom Schloß auf die Gartenpavillons so weit als möglich verdeckt werde. Man will die Vorstellung der zufällig gewachsenen Natur nicht durch ein Bauwerk gestört haben. Das Parterre endlich vor dem Lusthaus wird in regellos verlaufende Beete geteilt und diese mit allerhand seltenen Bäumen und Sträuchern, sorgfältig mit Täfelchen bezeichnet, bepflanzt. Es entsteht der botanische Garten, der in jener Zeit in keiner fürstlichen Residenz fehlt, der belehren und zur liebevollen Beschäftigung mit der Natur anregen soll.

Dies ist die Gestalt des Öhringer Hofgartens, wie er seit über hundert Jahren bis in die allerneueste Zeit bestand, wie ihn Wilhelm Schrader-Gäbele in einem biedermeierlichen Idyll liebevoll beschreibt und wie ihn der Öhringer Bürger kennt und liebt, mit dem Schatten seiner herrlichen Bäume, dem Rauschen des

Ohrnkanals, dem Duft seiner blühenden Sträucher und seiner Rosenbeete, der Park, von dem Wilhelm Pinder in seinem Buch vom Deutschen Park sagt, er sei „ein Gebilde sonderbar ineinandergegangener Gegensätze, eine zufällige Mischung aus vergangener Ordnung und heutiger Formlosigkeit, aus Geschaffenem und Gewordenem, das Wesen seiner Stimmung, Geschichtlichkeit und Naturhaftigkeit zugleich.“ Und da es eine Stärke unserer Tage ist, sich in vergangene Ordnung hineinzudenken und Geschichtliches zu verehren, so hat man in allerletzter Zeit mit schonender Hand entfernt, was die alte Ordnung bis zur Unkenntlichkeit überwuchert hatte. Der Blick vom Schloß geht über eine ruhige, nur von wenigen Blumenbeeten unterteilte Rasenfläche wieder ungehindert zu dem Gartenpavillon, den man als Theaterbau bezeichnet, seit der obere Saal 1834 zu einem Theatersaal mit Bühnenraum und Kulissen eingerichtet wurde. Wie es gewollt war, begrenzt nun wieder die Architektur den Blick, sie gibt das Gefühl des Umschlosseneins ohne zu beengen, und da die störenden Zwischenwege verschwunden sind, betonen die geradlinigen Alleen die einst herrschende Regelmäßigkeit um so bestimmter. So ist der Hofgarten der Garten unserer Zeit geworden, der in glücklicher Synthese umhegte Ordnung mit schön und stark sich entfaltender Natur verbindet.

Die Bächlinger Fresken

Eine wiedergewonnene kunstgeschichtliche Kostbarkeit

Von Rudolf Schlauch

In Bächlingen bei Langenburg steht schlicht und bescheiden die tausendjährige Pfarrkirche, zu Zeiten der fränkischen Besiedlung und der Missionierung Urkirche des sie umgebenden Raumes. Äußerlich ist sie eine Dorfkirche ohne besonders hervorstechende bauliche Eigenart. In ihrem Innern aber birgt diese Kirche zwei Kunstwerke, deren hoher kunstgeschichtlicher Wert den Kennern schon länger bekannt, jetzt aber durch die Restaurierung der Chorfresken erst wieder entdeckt wurde.

Der Epitaph des Ritters Burkhard Rezzo von Bächlingen aus dem Jahre 1320 ist ein Werk, wie es in dieser Schönheit und Vollkommenheit zu so früher Zeit kaum irgendwo mehr zu finden ist. Auf gleicher

künstlerischer Höhe stehen die Fresken im Chor der Bächlinger Kirche, die durch die Meisterhand des Restaurators Eckert aus Bad Mergentheim in so großer Feinheit freigelegt und wiederhergestellt wurden, daß nun ihr Wert und die Pracht ihrer Komposition und Farbgebung erst recht zum Ausdruck kommen.

Urkunden über die Entstehung der Fresken sind aus dieser frühen Zeit keine vorhanden. Die Entstehung wird in die Zeit um 1320–1340 fallen, edle Frühgotik kennzeichnet den Stil der Gemälde. Die Bächlinger Kirche war Herrschaftskirche der Edelfreien von Langenburg, nachher der mit ihnen verwandten Grafen von Hohenlohe. Gottfried von Hohenlohe, der Minnesänger und berühmte Freund des staufischen



Die Verspottung Christi mit den Leidenwerkzeugen.

Kaiserhauses, hatte die letzten Jahre seines Lebens auf seiner im Jahre 1235 neu umgebauten Burg in Langenburg verbracht. Nach seinem Tod um 1255 erscheinen als Burgvögte in Langenburg und später in Bächlingen ritterbürtige Ministerialen, lateinisch „castrenses“ genannt, die den Namen „Rezzo“ trugen. Sie erwarben sich Grundbesitz in Bächlingen, schufen sich dort einen Herrnsitz und hatten späterhin auch reiche Güter und Gefälle in Eberbach, Buchenbach und Billingsbach. Ihr Geschlecht blühte von 1270 bis 1350. Die Grafen von Hohenlohe liebten und förderten ihre kleine Kirche im Tal von jeher in jeder Weise, die Herren von Bächlingen teilten sich mit

ihnen in der Zuneigung zu dem kleinen Gotteshaus. Sie taten ein übriges, um ihre Dorfkirche zu schmücken und ihr Rang und Namen zu verschaffen. Wie die Hohenlohe waren auch die Herren von Bächlingen ein sehr frommes und der Kirche zugetanes Geschlecht. Gerade im erwähnten Zeitraum hatten viele von ihnen hohe Kirchenämter im Frankenland inne. Ein Herr von Bächlingen war Dekan des Chorherrnstifts in Öhringen, ein anderer Commendator des Deutschordens in Mergentheim, ein dritter Praepositus, also Propst des Stiftes Neumünster in Würzburg, das die Patronatsrechte über die Bächlinger Kirche hatte.

Nun verschafften die Hohenlohe und ihre Ministerialen in Bächlingen der kleinen Kirche, die einen großen Bezirk zu betreuen hatte, Grundbesitz und Einnahmen, die als sehr reich galten und brachten es sogar so weit, daß 1335 die Kirche in Bächlingen einen großen und wichtigen Ablass vom Papst in Avignon erhielt. Der Ablass hatte den Sinn, die Kirche für Wallfahrer und Gläubige aus der Umgebung recht anziehend zu machen. Außerdem hatte die Kirche drei Kirchenschutzheilige (meist ist es nur einer oder höchstens zwei!), nämlich den Johannes den Täufer, die Mutter Maria und den Johannes den Evangelisten. Auch diese Tatsache spricht dafür, daß diese Kirche ganz besonders herausgestellt werden sollte. Und deshalb wurde nun in dieser Zeit das Gotteshaus recht künstlerisch beschenkt mit Altären und Reliquien und mit einem kostbaren und guten künstlerischen Schmuck. Die Kirche selbst war reich, die Grundherren ebenfalls und das Patronatsstift Neumünster dazu, so daß es kein Problem war, ausgesuchte Künstler – sofern man in damaliger Zeit das so nennen kann – für die Ausschmückung der Kirche zu gewinnen. Der schöne frühgotische Chor mit seinem wuchtigen und harmonischen Kreuzgewölbe wurde errichtet und vermutlich, wie es der Technik nach üblich war, die Fresken im Chor unmittelbar zusammen mit der Erbauung des Chors angebracht.

(Die Freskomalerei geschieht ja auf die Weise, daß auf den frischen noch feuchten Grund des nassen Kalks die Bilder im Zeitraum von 6–7 Stunden aufgetragen sein müssen.) Wie also der Chorherr Rüdiger Rezzo von Bächlingen seinem Vater Burkhard Rezzo in diesen Jahren den schönen Epitaph errichten ließ, so sollte die ganze Kirche zur höheren Ehre Gottes und zur Seelenruhe des Geschlechts derer von Bächlingen im Lande etwas Besonderes sein. Der Künstler der Fresken muß ein wirklich hervorragender Könnner aus einer der ersten Malschulen gewesen sein, denn gerade wegen der Kürze der Zeit, in der die Fresken



Verkündigung Mariä, an der Nordwand des Chores.

aufgemalt werden müssen, mußte er ungeheuer viel gekonnt haben bei dem Schwung und der Feinheit der Linienführung und Farbgebung, die die Fresken heute noch zeigen.

Nach dem Urteil der kunstgeschichtlichen Fachwissenschaftler sind die Bächlinger Fresken in ihrem Erhaltungszustand, ihrer Gestaltung und ihrem kunstgeschichtlichen Wert einmalig für ihre Entstehungszeit. Bei ihrer Betrachtung sind wir Heutigen erstaunt, wie sehr sie uns in ihrer Leuchtkraft und Motivierung ansprechen. Die mittelalterlichen Künstler haben diese Bilder deshalb gemalt, daß in der lebendig-farbigen Darstellung die Gläubigen eine Stütze für ihren Glauben und eine stets plastisch vorhandene Abbildung biblischer Geschehnisse haben sollten. Das gotische Kreuzgewölbe und der ganze Chor ist räumlich so ausgezeichnet genützt, daß jedes Fleckchen Wand zum Beschauer spricht. An der Stirnseite des Chors fällt gleich ein großartiges Bild in die Augen, dessen Motiv in dieser Form äußerst selten ist: Die klugen und törichten Jungfrauen, auf einer Treppenpyramide

stehend, auf der oben die Mutter Maria mit dem Kind thront, als Symbol ihrer himmlischen Macht die Krone und als Zepter gleichsam die dreigeteilte Marienlilie tragend. Die wichtigsten Szenen aus dem Leben Jesu sind ergreifend dargestellt: Verkündigung, Geburt, Leidensgeschichte in all ihren Phasen, Auferstehung, Himmelfahrt und ganz besonders großartig das Bild von der Ausgießung des Geistes. Also merkwürdigerweise nicht irgendwelche Erzählungen oder Gleichnisse aus Jesu Wirken, sondern nur die wichtigen im Glaubensbekenntnis fixierten heilsnotwendigen Darstellungen sind vom Künstler angebracht. Die Evangelisten mit ihren Symbolen grüßen von den obersten Feldern des Gewölbes, Apostel und Propheten umgeben die Darstellung der Geschehnisse. Ein Christus, gekrönt mit der Siegeskrone, nicht mit der Dornenkrone, ist Ausdruck des Christusglaubens dieser Zeit. Sehr in die Augen fällt auch die Darstellung Christi als des Weltenherrschers und Weltenrichters, unschwer ist zu erkennen, daß der Künstler an den frühchristlichen Meisterwerken der Kunst zu



Der erhöhte Christus als Weltenrichter



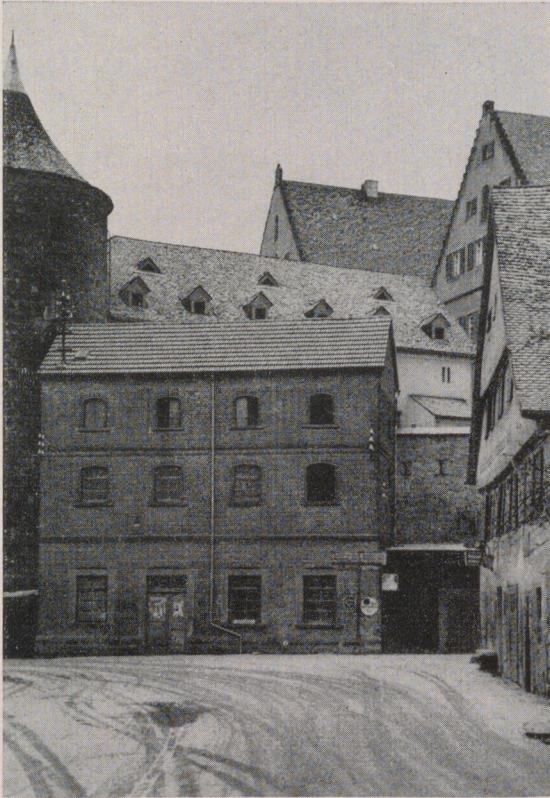
Der Adler als Symbol des Evangelisten Johannes

Ravenna und Rom geschult war. Mit Sicherheit ist ja wohl anzunehmen, daß er, wie die meisten Vertreter der kirchlichen Kunst, Ordenskleriker war, der im Auftrag der Ordensherren und Bischöfe seine Kunst ausübte; und weil die Hohenlohe wie die Bächlingen namhafte Kleriker ihrer Zeit waren, dürfte es ihnen nicht schwer gefallen sein, einen bedeutenden Mann für die Ausgestaltung ihrer Kirche zu finden. Und es muß nach 650 Jahren gesagt werden: Sie fanden einen, der aus einem frommen Herzen heraus Großes geschaffen hatte.

Alle Gestalten der Fresken sind in Linienführung und Haltung adelig, schlicht und schön. Es ist als glückliche Fügung anzusehen, daß sie so trefflich erhalten sind. Wie viel Fresken aus wesentlich späterer Zeit sind nur torsohaft und unvollkommen erhalten. Heute nun leuchten und glänzen die alten Bilder auf dem Hintergrund des Sternenhimmels, auf den sie gemalt wurden, fast so schön wie im Jahrhundert ihrer Fertigung. Das kommt vor allem daher, daß nach der Reformationszeit calvinisierende Tendenzen bei führenden Geistern des Hohenloher Landes festzustellen waren, die Fresken wurden mit einer dicken Kalk-

schicht verdeckt, leider wurde auch der andere Schmuck der Kirche, Hochaltäre, Reliquiare usw. beseitigt und verbrannt und damit viele kostbare Kunstwerte zerstört, aber eben die Kalkschicht deckte und konservierte die Fresken durch die Jahrhunderte hindurch, so daß sie nun heute fast frisch und unverseht sind.

Ein rechtes Wunder, für das die Gemeinde Bächlingen und das Hohenloher Land dankbar sein dürfen, ist die Restaurierung und Wiedergewinnung dieser Fresken. Der über dem Chor aufgerichtete Kirchturm hatte in den Kriegstagen des April 1945 viel gelitten und wenig hätte gefehlt, daß mit dem Turm damals auch die Fresken gänzlich zerstört worden wären. Jetzt sind sie als Gabe der Väter und Vorväter durch die klug und vorsichtig waltende Künstlerhand des Restaurators uns wiedergegeben mit dem Auftrag und der Verpflichtung, sie als kostbares Vätererbe weiterzupflegen und zu erhalten. Das Hohenloher Land aber, reich an herrlichen Werken christlicher Kunst, hat nun in der Kirche zu Bächlingen und in ihren wiedergewonnenen Fresken eine wesentliche kunstgeschichtliche Bereicherung erfahren.



Obersonthem, Kreis Schwäb. Hall

Ortsansicht mit dem Schloß der Schenken von Limpurg, vor und nach Beseitigung eines entstellenden Brauereigebäudes in Backsteinrohbau. Für die Beseitigung gab der Schwäbische Heimatbund einen Beitrag von 250 DM.

Herbstnebel

Die Nebel steigen auf vom Strand
des Flusses, tief im Grunde.
Es breitet eine leichte Hand
die Totentücher überm Land
in dieser letzten Stunde.

Der wilde Wein am Gartenhaus
ist rot wie tausend Herzen
und lodert in das Land hinaus:
Der Nebel löscht sein Brennen aus
und auch der Malven Kerzen.

Dann hüllt er, die der Herbst vergaß,
die Herbstzeitlosen linde.
Die stehen frierend in dem Gras,
verirrte Kinder, arm und blaß
und zittern in dem Winde.

Jetzt deckt er schon das kahle Beet,
er deckt die letzten Blüten.
Und ein barmherziger Schleier weht
um alles, was jetzt untergeht,
um alle Todesmüden.

Er hüllt die Blätter ohne Zahl,
die von den Zweigen sinken,
er läßt die schwarzen Äste, kahl,
hoch aufgereckt in stummer Qual,
in seinem Arm ertrinken.

Die Sonne, bleich und ohne Macht,
will trauervoll sich wenden.
Er löscht sie aus, so still und sacht,
bald kommt die lange, dunkle Nacht,
bald wird nun alles enden.

Das sonnenbunte Farbenspiel,
es ist nun still geworden.
All Leben still nun schlafen will,
ein sachter Wind weht fremd und kühl
vom fernen, weißen Norden.

Helmut Paulus



Gegen die Auswüchse der Kinoreklame

(zu nebenstehenden Bildern)

Seit vielen Jahrzehnten geben sich die Baurechtsämter der Städte große Mühe, neben der allgemeinen städtebaulichen Ordnung auch die geschäftliche Außenwerbung, die Reklame, in Ordnung zu halten. Sorgfältig bearbeitete Ortsbausatzungen ermöglichen die Prüfung. Größe, Farbe und Ausladung der Schriftschilder werden sorgfältig abgewogen und zweifellos ist es im allgemeinen gelungen, Auswüchse zu verhindern und doch dem großen Bedürfnis nach Werbung in einer Form gerecht zu werden, die die Straßenbilder nicht beeinträchtigt. Im allgemeinen ja, leider jedoch mit einer Ausnahme, der Werbung der Lichtspielhäuser, der Kinoreklame.

Sie fällt bei uns so vollkommen aus der Ordnung, sie beeinträchtigt die Bauwerke und das Straßenbild so sehr, daß alle übrigen Bemühungen um eine Ordnung in der Straßenreklame eigentlich wertlos sind.

Die nebenstehenden Bilder bedeuten – das wissen wir alle – durchaus keine Ausnahme. Sie sind in ihren Farben noch viel schlimmer als dies aus den Schwarzweiß-Aufnahmen zu erkennen ist. Sie sind zufällige Aufnahmen gleicher Zeit. Wir haben schon viel schlimmere erlebt.

Wir sind so sehr an sie gewöhnt, daß wir uns kaum mehr darüber ärgern. Hier gilt offenbar ein Maßstab, der mit der sonstigen Ordnung der Straßenbilder nichts mehr zu tun hat und der höchstens mit Geschmacksverirrungen der Werbung bei Ausverkäufen oder beim Weihnachtsgeschäft verglichen werden kann.

Dieser ungewöhnlich niedrige Geschmack in der Werbung der Lichtspielhäuser ist um so auffallender, als diese doch seit Jahren großen Wert darauf legen, die besten Architekten für ihre Häuser zu gewinnen. Ist es nicht eine merkwürdige Sache, wenn wir hinter diesen Plakataufbauten, die der primitivsten Volksfestdekoration Ehre machen würden, in geschmackvolle, sorgfältig gestaltete Innenräume eintreten – die den Innenräumen bester Theaterbauten nicht nachstehen. Was würden wir sagen, wenn das Staatstheater seine Programme in ähnlicher Form ankündigen würde?

Ist es erstaunlich, daß wir dem erzieherischen Wert der Lichtspielhäuser skeptisch gegenüberstehen, solange sie in so plumper Weise an die primitiven Instinkte ihrer Besucher appellieren?

Im Ausland – selbst in Italien, das doch in Beziehung auf die Außenwerbung an Verkehrsstraßen und öffentlichen Plätzen vieles in Kauf nimmt, – konnte wiederholt festgestellt werden, daß die Werbung der Lichtspielhäuser sehr viel zurückhaltender ist und sehr viel mehr Rücksicht auf die Bauwerke zeigt.

Ist von solcher Rücksicht bei den hier gezeigten Beispielen auch nur eine Spur zu finden?

Man fragt sich unwillkürlich, wessen „Visitenkarte“ haben wir hier vor uns?

R. Lempp

Die Vertriebenen im Spiegel der Statistik der Eheschließungen in Baden-Württemberg

Von Walter Maschlanka

Die amtliche Statistik hat sich zur Aufgabe gemacht, soweit es irgend möglich und soweit ein besonderer Bedarf vorhanden ist, die Vertriebenen besonders auszugliedern. Dies ist auch bei den Eheschließungen der Fall. Zur Klärung von Ursache und Wirkung, die die Eheschließungen mit sich bringen, können Ziffern aus anderen Bereichen der statistischen Berichterstattung, wie Volks- und Berufszählung und anderes hinzugezogen werden, um zu den entsprechenden Erkenntnissen zu gelangen.

Während bisher mehr Wert auf die Verfolgung des Eingliederungsprozesses nach wirtschaftlichen und sozialen Gesichtspunkten gelegt wurde, hat in jüngster Zeit die Beobachtung des natürlichen die Flüchtlingsgesetzgebung weniger berührenden Einwurzelungsvorganges mehr Bedeutung erlangt. Dieser auf natürlichem Wege sich vollziehende Vorgang ist deshalb so wichtig, weil er Einblick in volkstumsmäßige und landsmannschaftliche Assimilationen, bzw. Dissimulationen gibt. Die Eheschließungen zwischen vertriebener und nichtvertriebener Bevölkerung bilden die Grundlage, einen solchen Prozeß zu verfolgen. Aus dem Verhältnis der geschlossenen Ehen zwischen Vertriebenen und Einsässigen läßt sich der Verschwägerungsgrad ermitteln. Dieser ist durch eine Meßzahl gegeben, die als Konnuptialindex bezeichnet wird. Der Konnuptialindex spielt deshalb eine so große Rolle, weil er unter Berücksichtigung volkstumsmäßiger, landsmannschaftlicher, sozialer, konfessioneller und sonstiger Schranken einen Aufschluß über die Eingliederung der Vertriebenen in die Reihen der Nichtvertriebenen gibt¹.

Absolute Zahlen über die Eheschließungen stehen zu sehr in engem Zusammenhang mit dem Anteil der betreffenden Personengruppen an der Bevölkerung und lassen nicht so offen die Unterschiede zwischen diesen erkennen. Deshalb arbeitet die Statistik oft mit Verhältnis- und Bezugs-sowie Meßziffern, um Zusammenhänge und Differenzierungen besser zu erkennen.

So ist in Baden-Württemberg festgestellt worden, daß die Heiratshäufigkeit bei den Vertriebenen beiderlei Geschlechts größer ist als bei der einheimischen Bevölkerung.

¹ Vgl. hierzu folgende Arbeiten: K. V. Müller: „Das Konnubium als Maß der physischen und sozialen Eingliederung von Flüchtlingsgruppen“, in Raumforschung und Raumordnung, 10. Jahrg. Heft 2, S. 72. – K. Rother: „Konnuptialindex und Korrelationskoeffizient“, in Mitteilungsblatt für mathematische Statistik, 2. Jahrg., S. 184. Wirtschaft und Statistik, 4. Jahrg. N. F. 1952, S. 271 ff. „Die Eheschließungen der Heimatvertriebenen im Bundesgebiet 1950–1953.“ Statistische Monatshefte, Baden-Württ. 1954, Heft 3, Seite 69 ff.: „Die Eheschließungen der Vertriebenen in Baden-Württemberg 1950–1952.“

Im Jahre 1950 kamen auf 100 unverheiratete Männer 138 unverheiratete Frauen, bei den Vertriebenen auf 100 unverheiratete Männer 122 unverheiratete Frauen. Bei den Vertriebenen liegt eine günstigere Geschlechts- und Altersproportion vor, die den Konnuptialindex günstiger beeinflussen kann. Die Zahl der eheschließenden Vertriebenen hat in den letzten Jahren zugenommen, wenn auch geschlechtliche Unterschiede vorliegen und mehr Männer einheimische Frauen geheiratet haben als umgekehrt. So wurden zum Beispiel in den Jahren 1950–1952 in Baden-Württemberg insgesamt 35 000 Ehen geschlossen, bei denen der eine Teil Vertriebener und der andere Teil Nichtvertriebener war. Die Zahl der eheschließenden Vertriebenen, die unter sich eine Ehe eingingen, war sogar etwas geringer und betrug nur 34 000 (17 000 Männer und 17 000 Frauen). Hier wird deutlich, daß sich in Baden-Württemberg ein natürlicher Assimilationsprozeß abspielt, der sich von Jahr zu Jahr weiter positiv entwickelt. Die Zahl der Vertriebenen in Baden-Württemberg hat sich auch ständig vergrößert. So stieg sie von 49 300 Personen am 1. 1. 1946 auf 787 000 am 1. 1. 1950 und 1 085 000 am 1. 1. 1954 an. Der Konnuptialindex, der bei Beseitigung aller Schranken, die eine Eheschließung hemmen können, den Erwartungswert 1 hat, war in Baden-Württemberg kleiner als 1 und zwar

1950	0,58
1951	0,61
1952	0,65

Es gingen demzufolge weniger Vertriebene mit Nichtvertriebenen eine Ehe ein als bei einer Beseitigung sozialer und sonstiger Schranken zu erwarten gewesen wäre. In Baden-Württemberg ist dieser Index gegenüber den übrigen Ländern des Bundesgebietes am niedrigsten, wie folgende Übersicht zeigt:

Der Verschägerungsgrad (Konnuptialindex) zwischen Vertriebenen und Nichtvertriebenen in den Ländern des Bundesgebietes 1950–1952.

Land	1950	1951	1952
Schleswig Holstein	0,73	0,74	0,82
Hamburg	0,77	0,81	0,84
Niedersachsen	0,70	0,73	0,76
Bremen	0,78	0,80	0,82
Nordrhein-Westfalen	0,77	0,74	0,75
Hessen	0,74	0,77	0,79
Rheinland-Pfalz	0,74	0,71	0,78
Baden-Württemberg	0,58	0,61	0,65
Bayern	0,66	0,70	0,72
Bundesgebiet	0,66	0,69	0,73

Demzufolge sind Faktoren vorhanden, die das Zustandekommen von Ehen zwischen Vertriebenen und Nichtvertriebenen hemmen, und zwar in Baden-Württemberg mehr als in den übrigen Ländern des Bundesgebietes.

Solche hemmende Faktoren sind:

1. *Konfessionelle Unterschiede*: In evangelische Gemeinden wurden katholische Vertriebene eingeschleust oder umgesiedelt, wie umgekehrt in katholischen Gemeinden evangelische Vertriebene ihren Wohnsitz nehmen mußten. Damit ergibt sich bei der Religionszugehörigkeit ein verschiedenes Bild beider Bevölkerungskreise.

Von 100 Personen in Baden-Württemberg waren am 13. 9. 1950 bei

	Vertriebenen	Nichtvertriebenen
evangelisch	36,2	52,7
katholisch	62,4	45,0
Sonstige	1,4	2,3

In den Regierungsbezirken und Kreisen des Landes sind noch größere Unterschiede vorhanden, als dies im Landesdurchschnitt zum Ausdruck kommt.

2. *Aufenthaltsdauer im Aufnahmeland*: Die Masse der Vertriebenen (rd. 700 000) ist bereits seit 1949 im Lande und zwar weit überwiegend in den Regierungsbezirken Nordwürttemberg und Nordbaden ansässig, da die beiden südlichen Regierungsbezirke so gut wie keine Vertriebenen bis zu diesem Zeitpunkt aufnehmen durften. Bis Ende 1953 sind noch weitere 385 000 Vertriebene, im wesentlichen durch die Umsiedlung und Notaufnahme hinzugekommen, die Mehrzahl davon in den beiden Südbezirken. Die Unverheirateten unter ihnen mußten sich zuerst um Wohnung und Arbeit umschaun, ehe sie ans Heiraten denken konnten. Auch bedarf das Einfügen in die neue Gemeinschaft und Umwelt und die Kenntnis derselben ohnehin einer gewissen Zeit. Daher fiel die Mehrzahl der heiratsfähigen Unverheirateten, die seit 1949 hereingeströmt sind, für den natürlichen Assimilationsprozeß bis heute noch nicht ins Gewicht.

3. *Wohnungssorgen*: Eine Arbeit läßt sich zwar leichter finden, aber nur in wenigen Fällen auch gleich eine Wohnung. Außerdem steht ledigen Vertriebenen beim Umsiedlungs- und Notaufnahmeverfahren keine Wohnung zu, so daß auch dadurch die Verschägerung eine Einschränkung erfährt, es sei denn, daß durch Einheirat Wohnraum seitens des einheimischen Partners besorgt werden kann. Auch dies ist nur selten möglich.

4. *Wirtschaftliche und soziale Unterschiede*: Die Wirtschafts- und Sozialstruktur und damit die Gesellschaftsordnung der Vertriebenen hat sich grundlegend gewandelt, so daß ein standesgemäßes Heiraten zwischen Vertriebenen und Einheimischen sehr erschwert ist. Nach der Berufszählung vom 13. 9. 1950 ergaben sich folgende Unterschiede: Von 100 Erwerbspersonen in Baden-Württemberg waren am 13. 9. 1950 bei

	Vertriebenen	Nichtvertriebenen
Unabhängige	6,7	37,7
Abhängige	93,3	62,3
darunter Arbeiter	77,5	43,0

Eine nennenswerte Verbesserung dieser Struktur, die bei den unverheirateten Erwachsenen ähnlich ist, wird in absehbarer Zeit nicht zu erwarten sein.

5. *Landsmannschaftliche und volkscharakterliche Unterschiede*: Schließlich wirken auf den Verschwägerungsgrad auch Unterschiede, wie sie der Volkscharakter und die landsmannschaftliche Herkunft mit sich bringen. Eine Sonderuntersuchung darüber ergab, daß der Index bei den aus den deutschen Ostprovinzen Vertriebenen (Ostpreußen, Ostbrandenburg, Schlesien) in Nordwürttemberg nahezu den Erwartungswert 1 (0,94) erreicht hat. Mit diesem Erwartungswert haben diese landsmannschaftlichen Gruppen die höchste Annäherung von allen Vertriebenen erreicht. Die verhältnismäßig wenigen Ehen, die dieser Personenkreis mit den übrigen Vertriebenen geschlossen hat, beweisen, daß nur eine geringe Bindung mit den anderen Vertriebenen zustande gekommen ist. Die ostdeutschen Vertriebengruppen heiraten, außer unter sich, meist einen Partner aus einheimischen Kreisen. Doch ist die Zahl der aus den Ostprovinzen stammenden Vertriebenen gerade in Baden-Württemberg nicht groß. Von 1,1 Millionen Vertriebenen stammen nur 330 000 aus den deutschen Reichsprovinzen, so daß dieser Index auf den Gesamtindex keinen allzu bedeutenden Einfluß ausübt. Am geringsten ist der Heiratsindex bei den Deutschen aus den Ländern Südosteuropas. Sie schließen die meisten Ehen innerhalb der eigenen Volksgruppen oder mit benachbarten Volksgruppen. Ein starker Zusammenhalt in der alten Gemeinschaft wirkt sich hemmend auf den Einwurzelungsgrad aus. Verhältnismäßig günstig verläuft die Verschwägerung bei den Sudetendeutschen, trotz teilweise unterschiedlicher Glaubensbekenntnisse. Da die Sudetendeutschen mit einem relativ hohen Anteil (40 v. H.) an der Gesamtzahl der Vertriebenen beteiligt sind, ist ihre günstige Einstellung für den gesamten Verlauf der Einwurzelung von großer Bedeutung. Da am südwestdeutschen Raum selbst mehrere Stämme Anteil haben, wirkt sich selbstverständlich auch deren Einstellung für die natürliche Einwurzelung aus. So sind gebietliche wie herkunftsmäßige Unterschiede innerhalb des Landes gegeben. Die Stadtbevölkerung ist ohnehin etwas aufgeschlossener als die Landbevölkerung. Hervorzuheben ist noch, daß die Einheirat in landwirtschaftlichen Gebieten häufiger ist als in industriell durchsetzten. Bei letzteren ist dies auf Erwerbschancen bei Vertriebenen in Industriegebieten zurückzuführen, bei ersteren dagegen auf die Förderung der öffentlichen Hand durch Hingabe verbilligter Kredite bei Einheiraten in die Landwirtschaft. Doch sind in keinem Lande die hemmenden Faktoren so groß, wie in Baden-Württemberg. In keinem Lande treten sie offener zu Tage als hier. Der Konnuptialindex sagt daher nur aus, daß hier Tatbestände vorliegen, die den Willen der Bevölkerung zur natürlichen Eingliederung hemmen. Zwar ist von Jahr zu Jahr eine günstigere Entwicklung festzustellen, doch werden die Grenzen, die diese Tatbestände hervorrufen, in dieser Generation nicht zum Verschwinden gebracht werden können.

Wie eng soll man die Bäume pflanzen?

Der Forstmann weiß es im Wald und der Obstbauer auf der Wiese. Der eine denkt an das Holz und die langen astlosen Stämme, der andere an die Entfaltung einer breiten Krone mit vielen tragenden Zweigen. Der eine pflanzt oder verjüngt darum eng und der andere weit, so daß die Kronen den nötigen Raum haben. Anders ist es im Park oder bei Alleen aus Waldbäumen oder am Wasser. Hier steht die schönheitliche Wirkung in der Landschaft im Vordergrund der menschlichen Absichten, doch läßt sich damit auch das Wirtschaftliche einigermaßen in Einklang bringen, nur darf es sich nicht gar zu nackt zeigen. Pflanzte man Bäume in Reihen im Rhythmus gleicher Abstände, dann muß man wissen, was man erreichen will, ob es sich dabei um Straßen- oder um Fußwege oder um Kanäle handelt. Verbesserte Bäche und Flüsse werden besser nicht rhythmisch mit derselben Baumart bepflanzt, umgekehrt soll man an Straßen die Baumart, sofern sie rhythmisch bepflanzt werden, innerhalb einer Allee nicht wechseln. Zwischen Favoritpark und Schloß Monrepos zum Beispiel wurde vor etwa vierzig Jahren an Stelle einer Spitzpappelallee eine solche aus Linde und Ahorn im Wechsel gepflanzt. Das ist nicht richtig. In der Zeit von Herzog Karl Eugen wurden die Alleeabäume (meist Linden) an Straßen sehr eng, auf vier bis fünf Meter Abstand, gepflanzt. Heutzutage hört man oft sagen, das sei viel zu nah, ein Baum brauche zehn bis fünfzehn Meter Abstand zur vollen Entfaltung. Das ist übertrieben. Es kommt darauf an, was man beabsichtigt. Im Wald stehen ja oft die stärksten Stämme nur einen Meter entfernt. Die Kronen passen sich bekanntlich an. Will man, daß die Alleeabäume in die Höhe gehen, um eine schmale enge Halle zu erreichen – etwa entlang eines Parkweges – dann müssen die Bäume eng, in etwa vier bis sechs Metern Abstand, gepflanzt werden. Meist ist dann auch der Wuchs charaktervoller und unregelmäßig im Geäst. Enge Pflanzung hat auch den Vorzug, daß ein seitlicher Schluß früher erreicht wird als bei weiten Pflanzabständen. Wo entgegen dem Sinn der Allee zu locker gepflanzt wird, entsteht ein höchst unerfreuliches Bild. Dies trifft besonders am Wasser zu, wo man grundsätzlich Pappeln, Eschen, Erlen und Weiden gemischt und in Gruppen pflanzen sollte. Ist dies aber erschwert, so sollte man nicht, um den Buchstaben zu erfüllen, etwa kanadische Pappeln in Abständen von fünfzig Metern pflanzen wie am Kocher oberhalb Gaildorf, oder gar Spitzpappeln wie an der Wieslauf. Das wirkt geradezu lächerlich. Es wäre dann in solchen Fällen richtiger, nur Gruppen zu bilden, bald auf einer Seite, bald auf der andern, bald einander gegenüber, oder auch um bestimmte Punkte zu betonen, dann aber die Bäume nahe zusammenzurücken, wie denn überhaupt bei Gruppenpflanzungen sozusagen jeder Abstand von fünf Metern nach unten möglich ist. Nahe zusammengepflanzte Bäume wachsen so ineinander, daß sie wie ein Baum wirken.

Dies sieht man ja auch an Stockausschlägen. Man fürchte sich also in keinem Fall vor zu engen Pflanzungen, weder in der Allee noch in Gruppenpflanzungen. Will man aber ungehemmt entfaltete Kronen, dann stelle man die betreffenden Bäume frei. Doch soll man, wie es so häufig zu sehen ist, durch Schnitt keine zu regelmäßigen Kronen erzwingen, die nur langweilig sind. Man soll jedoch nicht meinen, man könne an jeder Straße, auf jedem Boden und unter jedem Klima jede beliebige Art pflanzen. Auch hier sind die Standortsansprüche zu beachten, sonst können Mißerfolge nicht ausbleiben. Man soll auch nicht im rauen Klima der Albhochfläche die alten Alleen aus Vogelbeere, Mehlbeere, Wildkirsche, Feldahorn, Trockenesche, Linde, Hagbuche und anderen durch Obstbäume ersetzen wollen, die nur allzuoft kümmerlichen Wuchs zeigen und den scharfen Winden oder dem Rauhref nicht standhalten.

Buchenalleen sieht man nur im atlantischen Klima von Nordwestdeutschland. Eichenalleen sind in den Sandgebieten sehr häufig. Bei uns herrscht die Linde vor, im Oberland auch Ahorn, Birke und Esche. Doch droht der Obstbaum bald alle Straßenalleen aufzuzehren. Die neue Bundesstraße Plochingen-Göppingen ist in vorbildlicher Weise mit einheimischen Waldbäumen (Linde, Ahorn und Sträuchern) bepflanzt worden. Auf Friedhöfen wird die Birke, der Rotdorn oder die Kugelakazie, in Anlagen die Platane oder die Roßkastanie bevorzugt. Sehr erfreulich ist, daß neuerdings auch der Neckarkanal standortsgemäß und gruppenweise bepflanzt wird. *H. Schwenkel*

Omnibusbahnhof am Stuttgarter Hauptbahnhof

Die oberen Anlagen des Schloßgartens sind durch die Schillerstraße bereits durchschnitten worden, nachdem der Hauptbahnhof verlegt und talabwärts gerückt worden war. Es liegt nahe, aus dieser Tatsache die Folgerungen zu ziehen. Eine Verbreiterung der Schillerstraße talabwärts erscheint für die Anlagen als Grün- und Erholungsfläche zwecks Schaffung eines Autobahnhofes tragbar, wenn auch schmerzlich. Eine Verschmälerung der oberen Anlagen entlang der Bahnhofstraße ist dagegen untragbar und städtebaulich häßlich, mindestens unorganisch. Man darf dabei an den Verlust alter Bäume nicht denken, sondern an das künftige Stadtbild. Bäume wachsen nach, und das Eberhard-Denkmal kann man auch versetzen. Das Anlagenstück vor den Landestheatern kann als ein selbständiger Vorgarten von Schloß und Theatern behandelt werden, es müßte aber dann durch niedrige Arkaden mit Läden auf der ganzen Länge abgeschlossen werden. Der heutige Zustand ist ohnehin durchaus unwürdig, etwa für Theaterbesucher, die vom Bahnhof her kommen. Der einstige Schloßgarten mit seiner großen Achse vom Schloß zum Rosenstein besteht längst in dieser Funktion nicht mehr. Talwärts müßte der mittlere Schloß-

garten jenseits des Autobusbahnhofes eine neue, bessere Schauseite erhalten und architektonisch gut und zeitgemäß gefaßt werden, am besten mit einer schlichten Natursteinmauer an Stelle des häßlichen Zaunes (mit seinen klobigen Betonpfeilern). Hier könnte also entlang der Schillerstraße eine städtebaulich reizende Aufgabe gestellt und gelöst werden. Selbst ein in der Achse stehender Querbau mit Durchfahrten wäre als niedriger Torbau tragbar, ja vielleicht sogar eine Bereicherung. Dahinter könnte dann die Eberhard-Romantik beginnen. Was jetzt geplant ist, erscheint mir als Stückwerk. Verkehrstechnisch wäre die vorgeschlagene Lösung wahrscheinlich günstiger als die entlang der Bahnhofstraße gegenüber dem Nordflügel des Hauptbahnhofes. Die Achse des Schloßgartens müßte natürlich von Wagen frei gehalten werden. *H. Schwenkel*

Hans Auwärter

zum 60. Geburtstag

Der Schatzmeister des Schwäbischen Heimatbundes, Notar Hans Auwärter, begeht am 6. Oktober seinen 60. Geburtstag. Von der Arbeit, die er für den Bund leistet, ist jährlich nur einmal, bei der Jahreshauptversammlung, die Rede. Und auch dann vernimmt man nur einige wenige, seine alljährliche Kassenführung abschließende Zahlen. Wieviel Kleinarbeit, Sorge und Mühe diese Zahlen in sich schließen und welche Verantwortung damit verbunden ist, wird meist wenig bedacht und gewürdigt. Notar Auwärter verrichtet diese Arbeit selbstlos und in aller Stille seit dem Jahr 1930. Damals lagen, infolge eines Mißgeschicks sowie von Krankheit und Tod des damaligen Schatzmeisters, der anschließend nur vorläufig ersetzt werden konnte, die Kassengeschäfte sehr im argen. Prof. Dr. Hans Schwenkel schlug sodann dem Vorstand vor, sich um Herrn Notar Auwärter als Schatzmeister zu bemühen, da bekannt war, daß er vom Justizministerium in Stuttgart als Mitarbeiter bei der Umgestaltung und Neufassung der Justizkassenordnung maßgeblich zugezogen worden war und einen bedeutenden Ruf als Beamter im staatlichen Kassenwesen genoß. Als altes Mitglied des Bundes für Heimatschutz, nahm er trotz eigener Geschäftsüberlastung den Ruf an und brachte in unermüdlicher Überstundenarbeit nach Monaten das Kassenwesen des Bundes und auch die Mitgliederkartei in Ordnung. Neben der Kassenführung und der damit verbundenen Vermögensverwaltung machte er sich auch die Mitgliederwerbung zur Aufgabe, wobei er sich des Werbers Gustav Karpf bediente. Die Mitgliederzahl stieg infolgedessen auf das Doppelte. Nicht ohne Grund hebt der Geschäftsbericht von 1940/41 hervor: „Sehr mühevoll und für unseren Bund wichtig, aber nach außen wenig hervortretend, ist die Arbeit unseres Schatzmeisters. Ein großer Teil des Verkehrs mit den 8000 Mitgliedern des Bundes liegt in seiner Hand. Ein ganz be-

sonderes und dauerndes Verdienst hat sich der Schatzmeister Auwärter um den Bund bei der Erwerbung und Verwaltung der Naturschutzgebiete erworben, die er nach Vorschlägen und mit Unterstützung von Prof. Dr. Schwenkel, des Naturschutzbeauftragten von Württemberg, selbständig und unter Aufbietung von großer Mühe besorgte.“ Bis heute wurden insgesamt 90 Hektar an zwölf verschiedenen Stellen käuflich erworben und dem Walten der Natur überlassen. Ohne die große Naturliebe von Herrn Auwärter wäre dies nicht erreicht worden. Besondere Verdienste erwarb sich unser Schatzmeister in den schwierigen Zeiten während des Krieges und der Nachkriegsjahre; hatte der Bund doch in einer Bombennacht alles verloren und bei der Währungsreform fast seine ganzen Reserven eingebüßt. Notar Auwärter half mit beim Wiederaufbau des Bundes nach 1947 und trug seither durch seine Geschäftsführung und die sachkundige Beratung des Vorstandes wesentlich dazu bei, daß die Finanzen des Bundes gesund sind. Der Schwäbische Heimatbund hat daher allen Grund, seinem Schatzmeister anlässlich des 60. Geburtstages für seine 24jährige verdienstvolle Tätigkeit auf das wärmste zu danken und ihm fernerhin die beste Gesundheit für seine Berufsarbeit und für sein Wirken im Schwäbischen Heimatbund zu wünschen.

Fritz Berckhemer †

In einem mit Gesteins-Bodenschätzen so gesegneten Land wie Württemberg wird es stets tüchtige Geologen geben; dafür sorgt die Praxis. Eine andere Frage ist die nach hervorragenden Kennern der Grundlagenforschung, das heißt in diesem Fall besonders der Paläontologie. Diesen Zweig auf wirklicher Höhe zu halten, ist heute leider nicht mehr so selbstverständlich. Das Staatliche Museum für Naturkunde in Stuttgart hatte das große Glück, daß auf die bedeutenden Vorkämpfer Oskar Fraas (den Vater) und Eberhard Fraas (den Sohn) in der Leitung der Geologisch-paläontologischen Abteilung ein Mann von entsprechendem Rang gefolgt ist: Fritz Berckhemer, geboren am 25. Mai 1890. Er trat übrigens zu den erwähnten Vorgängern durch Heirat mit der Tochter von Eberhard Fraas 1922 auch in familiäre Verbindung. Nach seinen Studien an der Technischen Hochschule in Stuttgart und an der Universität Tübingen erlebte Dr. Fritz Berckhemer ein Austauschjahr an der Columbia-Universität. Auf der Rückreise geriet er in die Mühle des beginnenden Krieges und verbrachte fünf Jahre als Kriegs- und dann Zivilgefangener in Frankreich. Am 1. Dezember 1919 wurde er Assistent, 1920 Konservator, 1925 als Hauptkonservator Abteilungsleiter an der Württembergischen Naturaliensammlung. Berckhemer war seit 1930 auch Lehrbeauftragter der Paläontologie an der Technischen Hochschule in Stuttgart und erhielt 1949 den Honorarprofessor. Leider machte sich nicht lange darauf ein am Kriegsende durch Westwalldienst und durch die Strapazen der Ver-

lagerung des Sammlungsgutes ausgelöstes Herzleiden bemerkbar, und Berckhemer mußte daher auf 1. Januar 1953 vorzeitig den Ruhestand beantragen.

Berckhemer hat uns bedeutsame Einblicke in das urzeitliche Tierleben Württembergs ermöglicht. Der vielseitige Mann war zwar in allen Teilen seines Fachgebiets zu Hause, widmete sich aber vor allem drei besonderen Abschnitten. Unter den Fischechsen und Schwimmkrokodilen des Schwarzen Jura beschrieb er neue Arten. Die schwierige und noch kaum richtig erfaßte Gruppe der Ammoniten des oberen Weiß-Jura beschäftigte ihn noch in den letzten Lebenstagen stark, und es bestand darin eine glückliche Zusammenarbeit mit dem Tübinger Kollegen Dr. Hölder, in die nun leider der Tod eingegriffen hat. Sodann galt Berckhemers besondere Mühe von jeher den kostbaren Funden der eiszeitlichen und zwischeneiszeitlichen Schotter von Steinheim an der Murr, wo er, erstmals für deutschen Boden, einen Wasserbüffel beschrieb, ferner mehrere der so seltenen Schädel des Waldelefanten und als Glanzstück den Schädel des für die Erforschung der Menschheitsgeschichte so bedeutsamen *Homo steinheimensis*. Zu der wissenschaftlichen Befähigung trat bei unserem Freund noch ein hervorragendes technisches Geschick im Bergen und im Finden der Fossilien, und oft mußten auch die Baugruben unserer Stadt dem Vorübergehenden ihre Geheimnisse preisgeben.

Wer die Freude regelmäßiger Zusammenarbeit mit dem so bescheiden zurücktretenden Gelehrten hatte, war auch von seinen menschlichen Eigenschaften stark beeindruckt. Obwohl es ihm keineswegs an Bestimmtheit der Meinung mangelte, waren die Aussprachen stets freundschaftlich, da unserem Kollegen Rücksichtnahme und Verbindlichkeit eine Herzenssache war; er hatte viele Freunde. Neben Bergung, Konservierung und Forschung war ihm das Wirken auch in einem weiteren Kreis der Fachwelt wie der Öffentlichkeit eine Pflicht. Berckhemer war von 1931 bis 1937 Herausgeber der Paläontologischen Zeitschrift. In Anerkennung seiner Leistungen berief ihn die Paläontologische Gesellschaft 1952 zum Ehrenmitglied. Er wirkte zeitweise als Vorsitzender des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg, und 28 Jahre war Berckhemer als Schriftführer der treibende Geist der Gesellschaft der Freunde und Mitarbeiter des Staatlichen Museums für Naturkunde in Stuttgart. Wohl zwei Jahrzehnte gehörte er dem Vorstand des Württembergischen Vereins für Handelsgeographie an. Er war die Seele des altherwürdigen „Steigenklubs“ und „Schneckenkranzes“. Vielfältig sind so die Kreise, die nun einen großen Verlust beklagen.

Berckhemer ging völlig auf in seinen Aufgaben. Mit tiefer Gewissenhaftigkeit und großem Fleiß widmete er ihnen auch noch im Krankenbett Tag für Tag sein Schaffen. Auf seinen Wunsch riß selbst beim weiteren Fortschreiten des Herzleidens die Verbindung zwischen Museum und Krankenzimmer nicht ab. „Nun bin ich glücklich, gewiß wird es mir jetzt besser gehen, da ich wieder meine Ammoniten um mich habe“ – das war der Ausspruch,

mit dem er mich eines Tages begrüßte. Es sah tatsächlich so aus, als ob die Verhaftung an die große Lebensaufgabe das seit langem bedenklich flackernde Lebenslicht länger am Brennen erhalten hätte. Obwohl die treusorgende Gemahlin und wir Museumsleute diesen Eifer zu dämpfen suchten – er ließ sich nicht dämpfen! –, hatten wir dem Kollegen doch für diese Hilfe unendlich dankbar zu sein: nur er konnte diese Untersuchungen so durchführen, nur er wußte die oft angebrannten, etikettenlosen Fossilien aus dem Gedächtnis wieder anzusprechen und damit für das Museum zu retten.

Mit dem Tod von Professor Dr. Fritz Berckheimer am 2. September 1954 verliert nicht nur das Museum und sein Freundeskreis, sondern im Grunde das ganze Land einen hervorragenden Erforscher seiner fossilen Bodenschätze, gleichzeitig aber auch einen Mann von besten menschlichen Eigenschaften.

Ernst Schüz

Otto Wilhelm †

Am 14. Juli ist in Eßlingen Professor Otto Wilhelm im 85. Lebensjahr gestorben. Schon als Pfarrer in Neckartenzlingen widmete er sich den Fragen der Jugend- und Volksbildung und war dem Verein für ländliche Wohlfahrtspflege ein treuer Helfer. In dessen Auftrag gab er den „Ratgeber für schwäbische Volksbüchereien“ heraus. Seit 1913 wirkte er über zwei Jahrzehnte in Eßlingen an der Ausbildung der künftigen Volksschullehrer, die ihm Herzenssache war. Als geborener Erzieher war er kein bloßer Fachmann, sondern sah immer den ganzen Menschen. Ein abgesagter Feind aller großen Worte, verband er mit innerer Wärme wohlthuende Freiheit, die ihn bei aller Würdigung der Überlieferung weit über die Grenzpfähle des Traditionalismus hinausführte. Er war auch der Meinung, es dürfe im Protestantismus keine normale, ja ausschließliche Glaubensform geben und sah in der neueren kirchlichen Entwicklung die Gefahr der Erstarrung.

Nach dem ersten Weltkrieg war Otto Wilhelm unter den Männern, die die Volkshochschule ins Leben riefen. In der Schrift „Von der deutschen Volkshochschule“ hat er seine Gedanken darüber niedergelegt. Auch der Bund der Kögenger, diese freie christliche Jugendgruppe, durfte sich seiner Mitarbeit erfreuen.

Im Ruhestand nahm er die Beschäftigung mit Themen auf, die ihn schon früh bewegt hatten. In seinem Buch „Meister Eckehart und sein deutsches Erbe“ hat er uns diesen großen Mystiker nahezubringen versucht. Der Liebe zu Jeremias Gotthelf verdanken wir das Buch „Die rechte Ordnung“. Zur Drucklegung seines letzten Werkes „Die Stimme der Evangelien“ ist es leider nicht gekommen. Ein Schwabe von bestem Schlag ist mit ihm dahingegangen, eine Gestalt, die an jenes Wort von Claudius erinnert, von der „Sonne, die da scheint und wärmt, wenn sie auch nicht redet“.

Emil Dietz

Volkskundekongreß in Celle

Es ist seltsam und beglückend, erleben zu dürfen, daß ein Ort schon an sich festliche Stimmung ausstrahlen kann. Die niedersächsische Stadt Celle, in der vom 20. bis 24. April 1954 der „Verband der Vereine für Volkskunde“ seinen diesjährigen volkskundlichen Kongreß abhielt und gleichzeitig sein 50jähriges Bestehen feierte, besitzt diese Eigenschaft. Ganze Straßenzüge hoher Fachwerkgiebel mit prachtvollen, bemalten Balkenschnitzereien, ein wasserumflossenes Renaissance-Barockschloß mit schöner Kapelle und entzückendem Theater, ein Heimatmuseum, das zu den schönsten Deutschlands gehört, und gepflegte Grünanlagen geben der Stadt ihren besonderen Glanz.

Selbstverständlich galt ein Teil der Tagungsarbeit der gastgebenden Landschaft. Vorträge unterrichteten über Siedlung, Haus, Hausrat, Tracht, Schmuck und Volkslied in Niedersachsen, das Celler Museum samt seiner Sonderausstellung „Schnucken und Bienen in der Lüneburger Heide“ wurde besucht; bei einer ganztägigen Exkursion hinterließen eine Heidewanderung und das Kloster Wienhausen mit seinen mittelalterlichen Bildteppichen und seinen Liedern aus dem Wienhäuser Liederbuch von 1450 unvergeßliche Eindrücke. In öffentlichen Veranstaltungen erfreuten Stadtkantorei, Knabenchor und Männergesangsverein von Celle; den fast akrobatischen Tänzen einer Volkstanzgilde muß jedoch angemerkt werden, daß sie vom Volk nicht getanzt werden können.

Die weitere Arbeit war der Volkssprache, dem Volkslied und volkskundlich-soziologischen Gegenwartsfragen gewidmet. Die Beobachtung und Erforschung der *Volksprache* und ihrer Änderungen (in Mundart und Umgangssprache) müsse ergänzt werden durch eine Untersuchung der individual- und gruppenpsychologischen Ursachen und Wirkungen, wozu innige Verbindung von Sprachforschung und Volkskunde nötig sei. Fachreferate aus der *Volksliedkunde* befaßten sich mit J. G. Herder als ihrem Begründer, mit der in Ostdeutschland erfolgreichen Neuausgabe von „Des Knaben Wunderhorn“, dann mit neueren Volksliedforschungen im deutschsprachigen Alpengebiet und im holländisch-deutschen Kulturkreis am Niederrhein. In volkskundlich-soziologischen Berichten aus Berlin und aus Siedlungen ostdeutscher Bauern an der deutschen Westgrenze wurde Einblick gegeben in die starken Umwandlungsprozesse bei Vertriebenen und Großstädtern.

In der *Festsitzung* zum 50jährigen Bestehen wurde die wissenschaftliche und organisatorische Leistung des Verbandes gewürdigt, sowie der Person und des Werkes John Meiers († 1953) gedacht, der 38 Jahre den Verband geleitet hat und dessen Deutsches Volkslieder-Archiv jetzt vom Land Baden-Württemberg weitergeführt wird.

So hat die Tagung beidem gedient: dem rückblickenden Gedenken, noch mehr aber der Arbeit an Problemen, die in Gegenwart und Zukunft des Volkslebens liegen.

Eine kleine „Statistik des Schwäbischen in Celle“ möge den Bericht abschließen. Der Vorsitzende (Prof. Dr. Dölker), der Schatzmeister (Dozent Dr. Schmidt-Ebhausen), vier oder fünf der zwanzig Referenten und ein Sechstel der etwa 150 Teilnehmer kamen aus dem Schwäbischen. Von vier Regierungsvertretern kamen einer aus Bonn (OReg.Rat Grebe vom Bundesvertriebenenministerium), einer aus Niedersachsen (OReg.Rat Kalisch vom Kultusministerium) und zwei aus Stuttgart (OReg.Rat Hochstetter vom Kultusministerium und Kulturreferent Haun vom Vertriebenenministerium).

Jonas Köpf

Internationale Konferenz zur Erforschung der Pfluggeräte

Auf dem im September 1953 in Namur abgehaltenen Kongreß der internationalen Kommission für Volkskunde war man übereingekommen, eine internationale Konferenz zur Erforschung der Pfluggeräte nach *Kopenhagen* einzuberufen. Diese fand vom 31. Mai bis 5. Juni dieses Jahres statt und nahm einen glänzenden Verlauf dank der ausgezeichneten Organisation des Generalsekretärs Dr. Axel Steensberg vom Dänischen Nationalmuseum. An dieser weltberühmten Stätte völker- und volkskundlicher Sammlungen und Forschungsarbeit tagte die Arbeitskonferenz der etwa 40 Forscher aus fast allen Ländern Europas. Von den USA war erschienen der in Frankfurt am Main geborene Professor Dr. Paul Leser, dessen grundlegendes, umfassendes Werk¹ „Entstehung und Verbreitung des Pfluges“ im Jahr 1931 herausgekommen war und der bei seinem ersten Auftreten lebhaft begrüßt wurde. Von Ostberlin war zugegen der durch seine neueren Forschungen bekannte Prof. Dr. Heinz Kothe. Der Nordwesten war gut vertreten durch Dr. K. Dittmer vom Völkerkundlichen Museum in Hamburg. Auf Grund seiner Dissertation über den Pflug im Schwäbisch-Württembergischen (Straßburg und Heidelberg 1913) war von Süddeutschland Dr. Max Lohss einberufen worden. Ruhrigen Anteil nahmen auch die Schweizer Dr. Scheuermeier-Bern und Dr. Wildhaber-Basel, desgleichen der Wiener Dr. L. Schmidt. Bedeutungsvoll wurden die grundsätzlichen Ausführungen von Dr. Br. Bratanic-Zagreb, Jugoslawien: die Pfluggeräte, dieses „Herzstück der volkstümlichen Kultur“, können uns um ein gut Stück weiterbringen in der Klärung der gegenseitigen Verhältnisse zwischen den alten europäischen Bauernkulturen und der Stadtkultur des vorderen Orients, weiterführen auch im besseren Begreifen des Wesens der sogenannten „Hochkultur“ überhaupt.

Die Verhandlungssprache war zunächst vorwiegend Eng-

lish, aber die älteren Vertreter der Skandinavischen Länder sprachen auch Deutsch, und so hörte man im letzten Drittel der Konferenz unsere Sprache recht häufig, ohne daß wir uns hätten vordrängen wollen. In einer gemeinsam gefaßten Entschließung wurde die Leitung der Weiterarbeit einer Kommission übertragen und eine vorläufige Arbeitszentrale am National-Museum in Kopenhagen vorgeschlagen mit Bibliothek und Materialsammlung.

Das Einvernehmen mit den Konferenzteilnehmern war vom ersten Tage an von gegenseitigem Vertrauen getragen und wurde täglich freundlicher und herzlicher. Die dänische Gastfreundschaft war, ohne Übertreibung, schlechthin überwältigend.

Der Teilnehmer aus Süddeutschland zeigte in einem Lichtbildervortrag die von ihm um 1910 in Württemberg noch aufgefundenen alten Pflugformen; die charakteristischen und örtlich öfters wechselnden Bezeichnungen der Einzelteile wurden deutlich in übersichtlichen Sprachkarten. Ferner zeigte er altertümliche Pfluggespanne aus dem Schwarzwald und dem Schwäbischen Wald. Er betonte weiterhin, daß es höchste Zeit sei, auch andere Geräte, wie zum Beispiel den alten Ackerwagen, in das Aufnahmeverfahren einzubeziehen, da durch die unaufhaltsam notwendige Technisierung der Landwirtschaft vieles Alte, in Sache und Wort Bedeutungsvolle, verschwinde, das aber doch nicht unbeachtet der Vergessenheit anheimfallen dürfe.

Eine freudige Überraschung brachte die Feststellung, daß Mr. Kendall aus Washington ein Verzeichnis der Pflugmodell-Sammlung von Dir. L. Rau-Hohenheim (nach einem vergriffenen Druck vom Jahr 1881) mitgebracht hatte. Damit ist erneut die Forderung offenkundig geworden, daß bei uns künftighin ein enger Kontakt zwischen Lindenmuseum (Völkerkunde) und Hohenheim (Gerätesammlung, Originale und Modelle) wie auch zur volkskundlichen Arbeit eingehalten werde. – Nicht unterlassen durfte werden, an die einst so engen freundschaftlichen Bande zwischen Schiller und seinen dänischen Freunden (Kreis um Jens Baggesen, Fest zu Hellebek, Juni 1791) zu erinnern, sowie an die Bedeutung des Stuttgarter Schillerdenkmals nach Bertel Thorvaldsens genialem Entwurf, das im Jahre 1839 feierlich enthüllt wurde. Denn Schiller war es ja auch, der die weltgeschichtliche Bedeutung des Pfluges erschaut und besungen hat:

Wer ehrte nicht das köstliche Geräte,
Das so viel reichen Segen schuf – den Pflug?!
Kein Blut vergießt's und macht doch tausend Wunden
Niemand beraubt's und macht doch reich;
Es hat den Erdkreis überwunden,
Es macht das Leben sanft und gleich.
Die größten Reiche hat's gegründet,
Die ält'sten Städte hat's erbaut;
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut!

Max Lohß

¹ Inzwischen wurde veröffentlicht: Grabstock, Hacke und Pflug von Emil Werth (Verlag E. Ulmer, Ludwigsburg); wir werden auf diese Neuerscheinung vom Sommer 1954 noch zurückkommen.

Fürstin zu Wied, geborene Prinzessin von Württemberg, Vom Leben gelernt. 224 Seiten mit 50 unbekannten Bildern. Erschienen im Selbstverlag der Verfasserin, Ludwigsburg 1953. In Ganzleinen gebunden 9,80 DM. Aus der Hochflut der in den letzten Jahren erschienenen Erinnerungsbücher dürfte jedem echten Württemberger die soeben herausgekommene Selbstbiographie besonders willkommen sein, welche die noch lebende Tochter des letzten württembergischen Königs als Bilanz ihres 75jährigen Lebens niederschrieb und im Selbstverlag erscheinen ließ. Ein fesselndes, lebendig geschriebenes Kulturbild, verschönt durch die warme Schilderung eines glücklichen und dankerfüllten Menschen. Die Verfasserin, Fürstin Pauline zu Wied, geborene Prinzessin von Württemberg, gibt in frischer Erzählung ihr vielseitiges und reiches Leben wieder, und wenn ihre niedergeschriebenen Gedanken denen etwas zu geben vermögen, die selbst vor Entschlüssen oder Entscheidungen stehen, wie sie das Leben meistern können, sagt die Verfasserin im Vorwort selbst, dann haben sie einen Sinn gehabt.

In diesem Lebensbild erzählt die Königstochter von ihrer an Eindrücken und Begegnungen so reichen Jugend, die sie in Württemberg verlebte. Sie weiß von den Freuden des Thrones und dem Schmerz, ihm zu keiner Stunde entrinnen zu können, sie vermittelt tiefe Einblicke in das Leben am württembergischen und Berliner Hofe und gibt feinsinnige Schilderungen vergangenen höfischen Glanzes einer heute versunkenen Welt. Die Verfasserin berichtet über ihren Aufenthalt in Potsdam und Berlin und über ihren großen Wirkungskreis durch 38 Jahre am Rhein, unter besonderer Berücksichtigung ihrer vielseitigen Tätigkeit im Dienste des Roten Kreuzes. Fast alle bedeutenden Menschen vergangener Tage hat die jetzt 76-jährige am Hofe ihres Vaters kennengelernt; sie versteht, diese scharf zu zeichnen und durch ihre Vertrautheit mit höfischen wie kulturellen Kreisen zu fesseln.

Welcher Stuttgarter kannte sie nicht, die so populär gewordene Königstochter, einst im Volksmund das „Prinzeßlein mit dem goldenen Haar“, auch das „Königspäule“ geheißen, die einfach und volkstümlich aufgewachsen war, wie es wohl bei wenigen Fürstenkindern der Zeit zutraf, und die dem damals schwer geprüften Vater, unserem letzten König, nach harten Schicksalsschlägen – dem Tod seines Söhnleins und kurz darauf seiner ersten Gemahlin, der Prinzessin Marie im Jahre 1882 – noch als einziger Trost und kostbarstes Vermächtnis der verstorbenen Gattin geblieben war. Neben dem Hauptkapitel „Wohlfahrt“ widmet die Fürstin einen großen Teil ihres Buches dem edlen Pferd, das, wie bekannt, auch zu den Passionen ihres verstorbenen Vaters, des Königs Wilhelm II. zählte. Als Züchterin edelster Rassen-Rennpferde auf ihrem Gestüt Marienwahl in Ludwigsburg, das auch ihr Wohnsitz ist, spricht sie über Pferdezucht aus reicher Erfahrung; sie berichtet von den Erfolgen, von Freud aber auch von Leid und hohen Opfern dieser edlen Tierliebhaberei, der sie seit Kindes-tagen bis ins hohe Alter treu geblieben ist. Das ansprechende Büchlein ist recht dazu geeignet, in vielen Schwabenhäusern seinen Platz zu finden. *Walter Weber*

Böblingen, Beiträge zur Geschichte von Dorf, Burg und Stadt bis zu Beginn der Neuzeit. Der Heimatgeschichtsverein für Schönbuch und Gäu hat 1952 zur 700-Jahrfeier der Stadt Böblingen in Verbindung mit der Stadt das genannte Werk herausgegeben. Der Leser darf kein umfassendes Heimatbuch von Böblingen erwarten. Der Herausgeber beschränkt sich ausdrücklich darauf, zunächst

einmal wesentliche Beiträge zur älteren Geschichte der Siedlung Böblingen zusammenzutragen. Im ersten Aufsatz beschreibt Dr. Albrecht Schäfer die Geschichte Böblingens bis zur Reformation, ein insofern keineswegs dankbares Unternehmen, als sich zwar im Hauptstaatsarchiv Stuttgart und auch im Staatsarchiv Ludwigsburg genug Quellenstoff für die spätmittelalterliche und neuzeitliche Geschichte Böblingens findet, Urkunden jedoch über die früh- und hochmittelalterliche Geschichte des Ortes nur in spärlicher Zahl auf uns gekommen sind. Der Verfasser spannt deshalb seine Betrachtung in den sehr großen Zusammenhang der landesgeschichtlichen Forschung ein, wobei er sich (dürfen wir sagen: noch?) auf die Forschungen von Viktor Ernst stützt. Die frühe Kirchengeschichte unserer Heimat dürfte dabei, vor allem soweit sie Sindelfingen betrifft, etwas zu kurz gekommen sein. Ausführliches vernehmen wir über das Verhältnis der Pfalzgrafen von Tübingen und der Grafen von Württemberg zur Stadt Böblingen. Burg, Schloß, Stadtbefestigung und Stadtbild werden von Albert Fischer behandelt, der in einem zweiten Beitrag das Böblinger Wappen auf Siegeln aus neun Jahrhunderten bespricht. In dem Abschnitt über Böblinger Rechtsaltertümer geht Eberhard Benz auf das Stadtrecht Altböblingens, das alte Birengericht, die Neuner und das Keßlerlehen ein. Über die Verwaltung der Stadt als württembergische Landstadt gibt Dr. Walther Pfeilsticker in der Abhandlung über Ämter und Beamte im alten Böblingen vom Mittelalter bis um 1800 Auskunft. Dr. Walter Grube schließt mit einem Überblick über gerettete Archivalien von Stadt und Amt Böblingen im Staatsarchiv Ludwigsburg. 53 Abbildungen und ein Grundriß der Stadt geben den verschiedenen Darlegungen Anschaulichkeit. Möge sich der im Vorwort ausgesprochene Wunsch von Landrat Hess, daß die Arbeit eine entsprechende Fortsetzung finde, bald erfüllen.

Karl Schumm, Ohringen, Festschrift zur 700-Jahrfeier. In diesem 72 Seiten starken Heft hat der Fürstlich Hohenlohesche Archivrat Karl Schumm nichts weniger als eine umfassende Geschichte der städtischen Verfassung in Ohringen von 1253 bis 1806 gegeben, wobei sich insbesondere außerordentlich interessante Aufschlüsse über das Verhältnis des Stadtherrn einer mittelalterlichen Landstadt zu den Organen der Stadtverwaltung, ferner tiefe Einblicke in diese selbst ergeben. So etwa nimmt in einer Urkunde vom 8. Mai 1383 die Abhängigkeit der Bürger von Ohringen von der durch den Vogt vertretenen Landesherrschaft nahezu die Formen der Leibeigenschaft an. Die neuzeitliche Erscheinungsform eines ähnlichen Verhältnisses ist es, wenn im 18. Jahrhundert die Verwaltung der Stadt insofern der allgemeinen Landesverfassung untergeordnet wird, als etwa 1801 Stadtrat und Stadtgericht unter die Hohenlohe-Neuensteinsche Dienerschaft gezählt werden. Die Mediatisierung endlich bedeutet für Ohringen die Abschaffung aller althergebrachten Ordnungen und die Unterstellung unter die württembergische Verwaltung. Einen überaus interessanten und bis zu einem gewissen Grad auch erheiternden Einblick in das Leben einer Stadtgemeinde im 16. und 17. Jahrhundert geben die ausführlich zitierten „Statuta und Ordnungen, auch Privilegien, Recht und Freiheiten der Stadt Ohringen, wie sie seit anno 1504 nach damals erlittener Brunst wiederumb zusammengebracht“. In einer abschließenden Betrachtung werden die Aufgaben der Kommunalbehörden im Jahre 1953 umrissen.

Eduard Krüger, Schwäbisch Hall mit Großkornburg, Kleinkornburg, Steinbach und Limpurg, 1953. Wer mit in den letzten Jahren in Schwäbisch Hall geleisteten denkmalpflegerischen Arbeit vertraut ist, wird es außer-

ordentlich begrüßen, daß sich Dr.-Ing. Eduard Krüger entschlossen hat, seine grundlegenden Forschungen über die städtebauliche Entwicklung von Schwäbisch Hall, die in der Zeitschrift des Historischen Vereins für Württembergisch Franken veröffentlicht worden sind, einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. 172 Zeichnungen des Verfassers, darunter wertvolle Bauaufnahmen und Rekonstruktionen geben der Beschreibung einen hohen Grad von Anschaulichkeit und erleichtern dem Leser die Einarbeitung in das Verständnis der Stadt aus Landschaft und Geschichte. Auf eine Schilderung der geomorphologischen Grundlagen des Stadtgebietes folgt zunächst ein geschichtlicher Überblick, in den Vor- und Frühgeschichte eingeschlossen sind. Das Ringen der Stadt um Selbständigkeit gegenüber mächtigem Hochadel, das Herauswachsen der Haller Geschlechter aus den Reichsministerialen und ritterbürtigen Familien, der Kampf der Bürgerlichen in den sogenannten „Zwietrachten“ um die Macht in dem kleinen Stadtstaat werden eingehend gewürdigt. In den Abschnitten über das Haller Salz, das Haller Geld und den Haller Adel werden die Grundkräfte der Entwicklung zusammenfassend gekennzeichnet. Hand in Hand damit geht die Schilderung des Wachstums des Stadtbildes; in der zweiten Hälfte des Werkes werden die einzelnen Bauten besprochen und als Geschichtsdenkmale erläutert. Besondere, ähnlich aufgebaute Abschnitte sind der Groß- und der Kleinkomburg, Steinbach und der Burg Limpurg gewidmet. Die Schlußbetrachtung ist eine Mahnung, das städtebauliche Gesamtwesen, das Schwäbisch Hall auch heute noch trotz mancher Sünden des 19. und 20. Jahrhunderts darstellt, zu schützen und zu erhalten. Dieses Buch sollte, nicht zuletzt wegen seines rühmenswert wohlfeilen Preises (brosch. 3,50 DM, gebunden 4,80 DM) in der Bücherei keines Heimatfreundes fehlen.

Erich Rummel, *Das Bild der Städte und Dörfer des Kreises Waiblingen in den Jahren 1685 bis 1686*. Der bekannte Heimatforscher, der sich um Heimatkunde und Heimatpflege im Kreise Waiblingen viele Verdienste erworben hat, veröffentlicht in dem erwähnten vom Kreisverband Waiblingen herausgegebenen Bändchen Ansichten der Städte und Dörfer des Kreises Waiblingen, wie sie das einzigartige Forstkartenwerk des Herzoglich württembergischen Kriegsrats und Obristlieutenant Andreas Kieser enthält; eine kurze statistische Betrachtung ist jedem Orte beigegeben. In der Einleitung wird ausführlich über die Leistung Kiesers abgehandelt.

Wilhelm Mangold, *Heimatsbuch der Gemeinde Stimpfach*. Der Wert dieses Werkes liegt darin, daß es an Hand des vorhandenen Quellenbestandes einen ausgezeichneten Einblick in den Alltag einer Gemeinde in vergangenen Jahrhunderten gibt, wobei besonders ausführlich die rechtlichen Verhältnisse besprochen sind. Jedoch auch über das wirtschaftliche und kulturelle Leben erfahren wir höchst Wissenswertes. Wer sich die Mühe machen will, einmal nahe hineinzusehen in das Gemeinwesen eines fränkischen Dorfes, der greife zu diesem 192 Seiten langen Heimatbüchlein, das übrigens durch eine Abhandlung über die Erdgeschichte und eine kurze Heimatchronik ergänzt wird.

Otto Conrad, *Ilfeld, Bilder eines Dorfes im Wandel der Zeiten*. Auch dieses 104 Seiten starke Heft ist eine Festschrift, herausgegeben von der Gemeinde Ilfeld anläßlich ihrer 850-Jahrfeier. Sie gibt in der Form einer Heimatchronik einzelne Artikel mit Ausschnitten aus dem Leben des Dorfes in den vergangenen Jahrhunderten, wobei mit Ilfeld verbundene Persönlichkeiten in besonderer Weise gewürdigt werden.

Schabl

H. Rommel und G. Kopp, *Die Stadtkirche von Freudenstadt*. 24 Seiten. 1954. Druck und Verlag Oskar Kaupert, Freudenstadt. In ansprechender Form gibt dieses mit guten Bildern geschmückte Heft eine Schilderung der berühmten Freudenstädter Kirche, die bei Kriegsende 1945 stark beschädigt worden war. Rommel beschreibt die geschichtliche Entwicklung, wobei besonders die beiden romanischen Kleinode, Taufstein und Leseputz, herausgehoben werden; Kopp erzählt vom Wiederaufbau und der Neugestaltung der Kirche.

Freiburg und der Breisgau. Ein Führer durch Landschaft und Kultur. Im Auftrage der Albert-Ludwig-Universität herausgegeben von Ludwig Heilmeyer. 312 Seiten. Mit einer Übersichtskarte, 27 Tafeln und 30 Textabbildungen. 1954. Ganzleinen DM 16,-. Kunstdruckpapier. Hans Ferd. Schulz Verlag Freiburg i. Br.

Nachdem es einen Südweststaat Baden-Württemberg gibt, ist es angebracht, daß der Schwäbische Heimatbund auch ab und zu über die einstigen Grenzpfähle hinwegschaut, in unserem Fall also einen Blick auf ein schönes und beachtliches Buch über Freiburg und den Breisgau wirft. Es ist in erster Linie für die Studierenden der Universität gedacht, von der Universität veranlaßt, von ihrem Geographischen Institut im wesentlichen bearbeitet (jedoch ohne Prof. Dr. Metz) und gleichzeitig als 44. Band der Berichte der Naturforschenden Gesellschaft zu Freiburg erschienen, darum auch bei vorzüglicher Ausstattung sehr preiswert. Das Buch ist aber für jeden, der sich in oder bei Freiburg länger aufhält oder im Breisgau wohnt, gleich wertvoll, um so mehr, als es gemeinverständlich geschrieben ist und – abgesehen von den ausführlichen Fachwissenschaftlichen Abschnitten – die Form eines Führers mit Reise- oder Wanderrouten gewählt hat. Vom Geographischen Institut haben Prof. Dr. W. Creutzburg und seine Assistenten Dr. H. Eggers und K. A. Habbe mitgearbeitet, die kunstgeschichtlichen Beiträge lieferte Prof. Dr. W. Noack. Doch wurden auch noch andere Kräfte zugezogen, so vor allem Prof. Dr. M. Pfannenstiel als Geologe. Der Text besteht aus zwei Teilen: I. *Allgemeiner Überblick* (Natur und Landschaft von Schwarzwald und Vorbergen, Siedlung und Wirtschaft, Kunstgeschichte), II. *Einzellandschaften und Routenbeschreibungen* (Kaiserstuhl, Tuniberg und andere Vorberge, Schwarzwald; mit zusammen 15 Routen unter Angabe erschöpfender Einzelheiten auf allen Fachgebieten). Der „Führer“ ist deshalb von allgemeiner Bedeutung für uns, weil er über die Entstehung des Rheintalgrabens, des Kaiserstuhls und des Schwarzwaldes die heutigen Anschauungen wiedergibt und damit über erdgeschichtliche Vorgänge, die auch für das Neckarland einschneidende Auswirkungen gehabt haben, schauen doch – infolge der rheinischen Abtragung – Schwarzwald und Vogesen wie aus einem „Fenster“ durch die Sedimentdecke von Trias und Jura heraus, die einst über diese heutigen Gebirge hinweggelegt war. Die schwierigen tektonischen Vorgänge (Einbrüche bis zu 4, ja 5 Kilometer) sind ebenso dargelegt wie die Vereisung des Schwarzwaldes im Diluvium oder die Entstehung der Gneise und der Granite, desgleichen das Klima und die jeweils vorhandene natürliche Flora. Zu der Schilderung von dem, „was die Natur gegeben“, kommt aber ausführlich zur Darstellung, „was der Mensch hinzugetan“, also Siedlung, Flurformen, Land- und Forstwirtschaft, Hausbau, Gewerbe und Industrie, Städtegründungen und Kunstgeschichte nicht zuletzt der Stadt Freiburg mit ihrem großartigen Münster oder von Breisach mit Kirche und Altar oder von St. Peter und St. Märgen. Die Leistung der „vorderösterreichischen Lande“ und der Zähringer wird dabei sichtbar. Man möchte wünschen, daß ebenso wie dieses alte Kulturzentrum auch Tübingen und Stuttgart ähnliche „Führer“ für die Studierenden und für die Bevölkerung erhalten möchten.

Schwenkel

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, IV. Stock · Fernruf 24 13 98 · Geschäftszeit 8–16 Uhr

Postscheckkonto Stuttgart 30 27 · Girokonto Städt. Girokasse Stuttgart 164 30

Hohenloher Tage

Wenn bei der feierlichen Eröffnung der Hohenloher Tage, wobei S. D. Fürst Gottfried von Hohenlohe-Langenburg als Senior des Gesamthauses Hohenlohe die Teilnehmer mit freundlichen und gütigen Worten willkommen hieß, von dem Hausherrn der Akademie Comburg, Herrn Bernhard Lamey, als Ziel der Veranstaltung bezeichnet wurde, die Liebe zur Heimat zu erweitern, das Verständnis der Heimat zu vertiefen und im Umgang mit der Heimat eine Entspannung des einzelnen zu erreichen, so darf dieses Ziel als erreicht gelten. Daß der gemeinsame Marsch der Teilnehmer hin auf dieses Ziel nötig war, zeigte sich im Verlauf der Woche, die auch hätte überschrieben werden können: „Unbekanntes Hohenlohe“. Unbekannt nicht nur hinsichtlich der Fülle von versteckten, kaum entdeckten Schönheiten – sogar die, selbstverständlich italien-, spanien- und frankreichkundigen, Fahrer der Haller Omnibusse, mit denen die Studienfahrten durchgeführt wurden, mußten gestehen, hier und dort noch nicht oder höchst selten gewesen zu sein – nein, unbekannt auch hinsichtlich der Bedeutung und des Sinngehaltes seiner einzelnen Erscheinungen. Es ist also verständlich, wenn Oberregierungsrat Dr. Rust bei jener Eröffnung zur Entdeckung von Hohenlohe auffordern und Oberregierungsrat Dr. Dehlinger Maßnahmen zur Hebung des Fremdenverkehrs im Rahmen des „Förderungsprogrammes Hohenlohe“ mittels Ausbaus der Straßen ankündigen konnte. Möge hier freilich kein falsches Verständnis dessen, was der Schwäbische Heimatbund erstrebt, vorliegen, dessen „Hohenloher Tage“ nicht zuletzt darin vorbildlich waren, daß sie mit einer Erschließung des Landes nach der Breite die nach der Tiefe verbanden. Sollte sich doch im weiteren Verlauf der Tage herausstellen, daß für Hohenlohe als geschlossene südwestdeutsche Natur- und Kulturlandschaft gewisse Wirtschaftlichkeitserwägungen entspringende Gefahren bestehen, sei es nun, daß bei der Neuanlage von Straßen nicht sorgsam genug auf Natur und Landschaft geachtet wird oder bisher nicht gestörte Naturschutzgebiete der wirtschaftlichen Auswertung anheimfallen oder solch einzigartige Baudenkmale wie Brauneck und Frauental dem Verfall preisgegeben sind.

Dem Beispiel der „Oberschwäbischen Tage“ 1952 und der „Allgäuer Tage“ 1953 folgend soll hiermit ein kurzer Tagungsbericht gegeben werden, worin die Vorträge, künstlerischen Darbietungen und Fahrten nicht in zeitlicher Reihenfolge, sondern im Sinnzusammenhang besprochen sind.

Prof. Dr. H. Schwenkel legte am ersten Tag den Grund. Er führte zunächst aus, daß Hohenlohe kein natürlich landschaftlicher, sondern im wesentlichen ein geschichtlicher Begriff sei und das Gebiet der verschiedenen Herrschaften Hohenlohe nur im Zusammenhang der gesamten Landschaft zwischen Kocher, Jagst und Tauber verstanden werden könne. Dabei handele es sich um eine mit Lettenkohle bedeckte Gäuebene des Muschelkalks, die auf drei Seiten von bewaldeten Keuperbergen, den Waldenburger Bergen, den Limpurger und Ellwanger Bergen sowie den Ausläufern des Steigerwaldes begrenzt werde, an der vierten Seite jedoch sich offen, vor allem in die Mainlandschaft, fortsetze. In diese Ebene haben sich die Flußsysteme der genannten drei Flüsse in vielen Windungen gegen ein ursprünglich donauwärts gerichtetes Entwässerungssystem eingefressen, wobei alle Erscheinungen mäandernder Flüsse, also die Formen der Prall- und Gleithänge und die Entstehung von Umlaufbergen studiert werden können. Wir stehen also in württembergisch Franken in einer reinen Abtragungslandschaft, welche die Gestalt eines Stufenlandes besitzt, das heißt sich aus den tief im Hauptmuschelkalk liegenden Tälern über die Lettenkohlenebene zu den Keuperbergen aufbaut. Die tiefe Zertalung hat die Hochflächen selbst für den Verkehr schwer zugänglich gemacht. Die ältesten Siedlungen liegen in den Tälern. Der Weinbau gedeiht, besonders in den Südlagen, an den Muschelkalkhängen vortrefflich. Die aus Lesesteinen gehäuften Steinriegel zwischen den einzelnen Weingärten zeugen vom jahrhundertelangen Fleiß der Weingärtnergeschlechter. Wildhecken haben diese Riegel besiedelt und mit zur Entstehung von Heckenlandschaften beigetragen, die für die harten, vom Muschelkalk bestimmten Züge des Gesichtes von Hohenlohe so bezeichnend sind. Hier, auf den Muschelkalk-Bergspornen liegen auch die Burgen, an die sich auf den Umlaufbergen Burgflecken und spätere Residenzstädtchen schließen. Die Lettenkohlenebene hingegen bringt die weicheren Züge in das Bild der Landschaft. Sie ist blühendes Bauernland, während die Keuperberge die Waldwirtschaft und den Weidebetrieb begünstigen. Dr. Scheerer baute auf diesem Grund weiter, indem er den Teilnehmern Hohenlohe als Pflanzenparadies nahe brachte und in ausgezeichneten Farblichbildern, die von viel Liebesmühe zeugten, greif- und sichtbar darstellte, angefangen von den Auwäldern und Talwiesen der Täler über die Klebwälder der Nordhänge mit Scilla, Lerchensporn, Bärenlauch, die Steppenheide der Südhänge (blauer Steinsame) und die

Weinbergflora (wilde Tulpen), ferner die Eichen- und Hainbuchenwälder der Lettenkohlenebene (Sternwurz, Haselwurz, Goldhahnenfuß) sowie deren Kulturformen (Lehmäcker mit Rittersporn, Ackersenf und Blutströpfchen) bis zu den ähnlichen Wäldern der Keuperhänge (Bergflockenblume, Berglungenkraut, schwarze Platterbse, Waldgeißbart) und den Eiche-Birkewäldern der Bergenebene mit Heidelbeere, Heidekraut und Adlerfarn nebst deren auf sandigem, saurem Boden liegenden Äcker (Kartoffel, Roggen, Sauerampfer, Ackerknäuel). Als eine Hohenlohesche Besonderheit bezeichnete der Vortragende das Vorkommen der seltenen Schachblume, bis zu einem gewissen Grad auch der Kuckucksblume und der Arnika, in den Limpurger Bergen noch des eisenhutblättrigen Hahnenfußes. Ein Gang durch die Naturschutzgebiete und ähnliche Gebiete des Hohenloher Landes schloß die Betrachtung ab (Viehweidle, Entlesboden, Rößlesmahdsee, Kupfermoor, Reißenberg, Grönebachtal, Hundsbuckel und Kappelberg, die letzten beiden im Eigentum des Bundes). Prof. Schwenkel wies auf die Gefahren, die diesen Gebieten drohen, nachdrücklich hin, wobei es manchen erstaunt haben mag, daß zu diesen Gefahren weniger das Abpflücken der Pflanzen gehört als die Durchführung von Kulturmaßnahmen (Auffichtung, Korrekturen, Düngung) von Seiten der staatlichen und kommunalen Behörden. Als eigentliche Gefahrenquellen bezeichnete er 1. die Schwierigkeiten, die der Eintragung von Naturschutzgebieten entgegenstehen, 2. Unverständnis von seiten der örtlichen Forstverwaltungen, die gegen das Gesetz handeln, 3. Unverständnis von seiten des Staats, der keinen Pfennig hat, um auch nur einen Quadratmeter entsprechenden Bodens zu kaufen, 4. die Ehrenamtlichkeit der örtlichen Naturschutzstellen. Er forderte vor allem die Inventarisierung der Standorte und den Kauf der fraglichen Plätze. Der Vereinsleiter legte namens aller Teilnehmer Verwahrung ein gegen die erwähnten einseitigen, von wirtschaftlichen Gesichtspunkten untergeordneter Art bestimmten Maßnahmen und stellte fest, daß deren Ursache zutiefst in dem Mammonsgeist liege, der Herrschaft über unser Volk gewonnen habe. Universitätsprofessor Dr. Dr. Engel aus Würzburg gelang es, in einer knappen Stunde in eindringlicher Weise die wesentlichen Züge der geschichtlichen Entwicklung des Herzogtums Franken darzulegen. Auf die stammfränkische, in Würzburg sitzende Edelfingsfamilie der Hetaniden, die 717 untergehen, erfolgt hinein in den herzoglosen Raum und gegen die Interessen der auf Ostkolonisation und Missionierung bedachten Bistümer Mainz, Worms und Speyer die Gründung des Bistums Würzburg unter dem hl. Bonifatius, dem großen Erneuerer und Erweiterer der fränkischen Reichskirche. Erst unter König Heinrich II., der Bamberg zum Bischofssitz machte, wurden dem Bistum Würzburg seinerseits Grenzen gegen Osten gesetzt. Die Südgrenze des Bistums gegen das Bistum Konstanz reichte in der ersten Zeit bis zur fränkisch-alamannischen Grenzmark. So ist der Bischof von Würzburg, nachdem Otto I. 939 das zweite

fränkische Herzogsgeschlecht aus dem Haus der Konradiner seines Amtes entsetzte, berufen, die Herzogswürde zu übernehmen. 1168 erfolgt die Ernennung zum Herzog von Franken. 1230 werden die Grafen von Henneberg genötigt, die Vogtei und das Burggrafenamt abzugeben. Ab Mitte des 15. Jahrhunderts führt der Bischof von Würzburg den Herzogstitel, der freilich damals schon „fossil“ geworden ist. Inzwischen nämlich haben die aufkommenden Landesherrschaften, zu denen die Hohenlohe gehören, gewaltige Lücken in den Hoheitsbereich gerissen. Das Herzogtum Franken hat sich als Gesamtverband nicht verwirklichen lassen, wenn auch die Landfriedensbünde ab dem 14. Jahrhundert eine Art Ersatz bringen. Im Zug der Maximilianischen Reichsreform wird der Reichskreis Franken geschaffen, dem indessen Schwäbisch Hall und Heilbronn, die zum Reichskreis Schwaben geschlagen wurden, nicht angehören.

Hier setzte der, im Rahmen der feierlichen Eröffnung gehaltene Vortrag des fürstlich Hohenloheschen Archivrates K. Schumm ein, der das Antlitz von Hohenlohe als Geschichtsdenkmal erläuterte, wobei deutlich wurde, welche grundlegende Bedeutung für die geschichtliche Entwicklung die bezeichnende Tatsache hat, daß die ersten bekannten Urkunden von 1033 und 1037 den starken Anteil des salischen, später des staufischen Hauses klarlegen. Wenn Hohenlohe ein Land der Burgen, Schlösser und Stadtresidenzen geworden ist, so verdankt es dies zunächst der Bindung des niederen Adels (Reichsministerialen) und des hohen Adels (Hohenlohe) an das Reich. In überaus lebendiger, überzeugender Weise legte der Vortragende die Geschichte der Herrengeschlechter und der verschiedenen Zweige des Hauses Hohenlohe an den Denkmalen der Baukunst dar. Auch die geistige Bedeutung des Beamtentums der Höfe von Langenburg, Kirchberg, Weikersheim, Neuenstein, Bartenstein und Öhringen wurde gewürdigt. Des weiteren erläuterte der Vortragende die typisch Hohenloheschen Landkirchen mit der Anordnung von Altar-Kanzel-Orgel aus den Erfordernissen von Kultus und Liturgie und zog schließlich noch die Verbindung zwischen dem Bauernhaus von Hohenlohe und der Erneuerung der Landwirtschaft in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (Aufhebung der Dreifelderwirtschaft, Gipsdüngung der Brache, Anpflanzung von Klee, Mastviehwirtschaft). Hängt doch die Entstehung des Dreitürenhauses mit je einer Türe für den Roß- oder Ochsenstall (Türenbreite durch das Doppelpoch bestimmt), den Mastviehstall und die Wohnung damit zusammen. Auch der Schule und der Bedeutung des Lehrers wurde gedacht. In einem zweiten Kurzvortrag ging Archivrat Schumm auf die Verdienste des Pfarrers Mayer, des sogenannten „Gipsapostels“ um die angedeutete Art der Landbebauung und deren letzten Endes religiöse Begründung (Glückseligkeit im Reiche Gottes) ein. Ein weiterer Kurzvortrag von Dr. G. Wunder galt Wendel Hipler, dem Mann der Reichsreform, der, aus persönlichem Geschick hierzu bestimmt, als ehemaliger Leiter der gräflich Hohenloheschen Kanzlei zum Kanzler des fränkischen Bauernkrieges wird,

aber an den Masseninstinkten der Bauern einerseits und den Machtinteressen der Fürsten andererseits scheiterte. Ein berufener Vermittler der Kunstgeschichte des Taubergrundes war der Bearbeiter des in Entstehung begriffenen Inventars der Kunstdenkmale des Kreises Mergentheim, Dr. Georg Sigmund Graf Adelmann von Adelmannsfelden. Er rechtfertigte sein Thema mit der Tatsache, daß die Hohenlohe immer auf das engste mit dem Taubertal verbunden gewesen seien. Da ist Weikersheim, wo die ersten Hohenlohe im 12. Jahrhundert auftreten. Da ist ferner Brauneck, die Burg unweit Hohhlachs, nach dem die Hohenlohe ihren Namen tragen. Auch Creglingen und Mergentheim gehörten ursprünglich den Hohenlohe, bis das erste an Brandenburg-Ansbach, das andere an den Deutschen Ritterorden kam. Die erste große Blütezeit im Taubertal bringt, der politischen Entwicklung entsprechend, die staufische Epoche. Damals, um 1220 bis 1230, erbaut Konrad von Hohenlohe die Burg Brauneck; 1232 stiftet er zusammen mit seinem Bruder Gottfried das Zisterzienserinnenkloster Frauental. Die Pfarrkirche von Niederstetten, eine einstige romanische Halle mit freistehendem Turm, verrät die Schule von Frauental und läßt auf eine organisierte Bautätigkeit der Hohenlohe in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts schließen. Eine Besonderheit der Tauberregion, die Achteckkapellen von Standorf, Grünsfeldhausen, Oberwittighausen und Gaurettersheim, sind insofern auch auf die Zeit der Staufer zurückzuführen, als sie vermutlich Nachahmungen der Grabeskirche in Jerusalem sein wollen. Hat sich doch in Oberwittighausen sogar noch der Flurname Jerusalem erhalten. Zu diesen Kapellen entwickeln sich übrigens Wallfahrten. Die Reformation bringt das Ende der kirchlichen Architektur, deren namhafte Vertreter im 13. bis 15. Jahrhundert etwa die Stadtpfarrkirche und der Chor der Dominikanerkirche Mergentheim, sodann die Herrgottskirche Creglingen, die Bergkirche Laudenbach, in der der Einfluß der Marienkirche Würzburg deutlich wird, und die Stadtpfarrkirche Weikersheim sind; besonderes Interesse fanden bei den Teilnehmern die unlängst in der Marienkapelle (Sakristei) der Dominikanerkirche Mergentheim aufgedeckten, manierten Fresken, die ein 1311 verstorbener frater Rudolphus ausführte und deren genau entsprechendes Seitenstück sich im Dominikanerkloster Wimpfen findet. Die zweite große Epoche bedeutet für den Taubergrund der Schloßbau der Spätrenaissance. Damals erbaute Graf Wolfgang II. von Hohenlohe das um 1588 begonnene, wahrscheinlich als Dreiecksanlage geplante Schloß Weikersheim, dessen Festsaal mit den in die Kasettendecke eingelassenen Leinwandgemälden von Balthasar Katzenberger, dem Portal von Gerhard Schmidt und dem Kamin von Michael Juncker Weltberühmtheit erlangt hat. Mergentheims Ordensschloß wurde unter dem markgräflisch-ansbachschen Baumeister Blasius Berwart umgebaut, so ab 1552 im Hof, dessen Treppenhäuser jedem Besucher von Mergentheim bekannt sind. Die Ordensburg Neuhaus aus dem 13. Jahrhundert wird nach den Zerstörungen von 1525

neu auf- und ausgebaut. Kleinere Renaissanceschlösser entstehen in Reinsbronn, Wachbach und Waldmannshofen, hier 1544 unter dem auch in Laudenbach und Niederstetten nachweisbaren Melchior Kaudt. Die dritte Blütezeit bringt die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts, wiederum vornehmlich in Weikersheim und Mergentheim. Graf Karl Ludwig von Hohenlohe-Langenburg baut 1718 ff. Weikersheim aus und schafft dort die einzigartige Inneneinrichtung; die Orangerie und die Eremitage Karlsberg entstehen unter Baumeister Lüttich. In Mergentheim läßt der Hoch- und Deutschmeister Clemens August die Schloßkirche einbauen, wahrscheinlich nach Plänen von Franz Josef Roth. Unmöglich ist es, an dieser Stelle der in großer Zahl gezeigten Ausstattungsgegenstände und Grabmäler zu gedenken. Frl. Dr. Grünwald, deren ausgezeichnete Originalarbeit über die Bildhauerfamilie Sommer in der Zeitschrift des Vereins für württembergisch Franken veröffentlicht worden ist, berichtete eingehend über diese sowie über die Bildhauerfamilie Kern, deren Glieder aus einheimischem Handwerkertum und nach gotischer Formüberlieferung aufstiegen und für die gesamtdeutsche Kunstgeschichte der Spätrenaissance und des Frühbarock von größter Bedeutung geworden sind. Volks- und Handwerkerkunst aus Franken führte Archivrat K. Schumm in glänzenden Farblichtbildern vor.

Über „Reden und Denken des Volks, vornehmlich in Franken“ sprach Dr. Dieter Narr. Er beantwortete in treffenden Formulierungen die Frage nach der fränkischen Mitgift im Sprachverhalten des Hohenloher mit Hinweisen auf dessen Freude an der geschliffenen Form, die in der Literatur zu einer gewissen Eleganz der Worte, ja sogar zum rhetorischen Putz führen könne und den Franken zu einem geborenen Sentenzenschmied mache, wie dies etwa die Redensart zeige: „Der verkaaft de und du trinkscht noch Wiikouf mit em“. Bildhafte Anschaulichkeit des Denkens verbinde sich hier einer treffsicheren, geistigen Erfassung der Lage. Dazu komme die beredte, dialogische Art des Franken, die den Partner nicht entbehren könne. Auffällig sei sodann ein ausgesprochen soziales Verhalten, das viel nach Sitte und Brauch, nach dem Herkommen, frage: „Mer mooch's net howe“. Hier liege die Ursache für gesittetes Reden in formgebundenen, herkömmlichen Wendungen. So sei man versucht, zu sagen, der Franke habe eine betont dialektische Art, die Freiheitsdrang und Bindung an die Sitte, erfinderisches Unternehmertum und Beharrung bei den Werten der Ordnung, die in der überkommenen Gemeinschaft liegen, miteinander verbinde.

Die Abendveranstaltung „Heimatlied und Heimatdichtung in Hohenlohe“ stand unter der Leitung von Prof. K. Aichele; Helmut Aichele wirkte mit. An Hand der Volksliedersammlung des Freiherrn Wilhelm von Dietfurt und des Albvereinsliederbuches, in dem eine größere Zahl von Liedern fränkischer Herkunft enthalten sind, brachte er die Anwesenden zu einem frohen Singen, das von Wolfgang Gönnerwein mit der Kantorei Schwäb. Hall

geführt wurde. Die Schattenseite dieses lichten Abends bestand darin, daß die Zeit für die Mundartendichtung kurz bemessen war. Um so eindringlicher war das Wenige, das zu hören war. Wer etwa, der mit dabei war, wird vergessen, wie Frl. Scherer, eine Jungbäuerin aus dem Taubergrund, die Geschichte von der Herrgottskirche bei Creglingen erzählte: „Viele Kerche un Schlüsser un Borsche gibt's im Hohenloher Land. Und jeder Ture und jeder Growe, der weiß wohl a eijene G'schicht zu verzähle. Aber a ganz b'sunders G'schichtle waß des klei Herrgottskirche . . .“ Oder wie Wilhelm Volz aus der Crailsheimer Gegend die „Werttebercher“ ansprach:

„Mir g'häre wohl zu Wertteberch
un lasse's net in Stich,
doch san mir Lait vom Frankeland
halt doch e Schloch für sich.
Gleichmäßich, freundli, nett un sauwer
trifftschts von der Jogst bis no an d'Dauwer.
Ka hochi Berch, ka G'schra, ka G'werch,
net narret und net überzwerch,
doch schaffig, sunnich, voll Humor,
so schtell ich Aich mei Haamet vor.“

Oder wer vergäße die Gedichte von Wilhelm Kraft voll tiefen Gehaltes und eigener ostfränkischer Aussprache:

Es war emol en klaner Bue,
dem is der Geiz, bewahr mi Gott,
so tief im klane Herz drin g'stocke,
daß er de Katze Milch un Brocke
vom Teller runnergesse hot.
Se Mudder hot viel drüm gegreint,
schie hot gebitt und hot a g'schönnt,
de Bue hot nix wie sich gekennt.
„Jich, iich!“, des wo sei anz'ge Redd.
„Der Kerl hot meiner Seel ke G'wisse,
er gönnt kem G'schwisterle en Bisse,
wann des nor net zom Böse gaht.“
de Mudder hot zum Vadder g'saht.
Der hot bloß g'lacht:
„Was kehrscht de draou,
des geit emol en reiche Maou,
der guckt uf's Sach,
der scheffelt ei,
der kümmt zu Geld,
zu Ehr und Güter,
der braucht uns net als Seelehüter,
Sorg nor net für mein Allesmein!“

Für die G'schichte vom alte Gäwwele war keine Zeit mehr. Hingegen wurden als Abschluß zwei Motetten von Erasmus Widmann in der Kirche vorgetragen. Diesem Musiker des frühen 17. Jahrhunderts war ein besonderer Abend gewidmet. Prof. Reichert, bekannt durch seine Monographie über Erasmus Widmann, entwarf ein höchst lebendiges Bild des Lebenslaufes dieses fürstlich hohenloheschen Hofkapellmeisters zu Weikersheim, der, nach seiner Befreiung vom Schuldienst im Jahre

1607, immerhin noch Organist und Cembalist war, die Instrumente der Kapelle zu versorgen hatte, die Stimmen ausschreiben mußte, Motetten, kurzweilige Texte und Gesänglein zu liefern verpflichtet war, die künstlerischen Beziehungen nach auswärts pflegen sollte, als Erzieher der Knaben zu Solokräften tätig war, sowohl der Kirchenmusik als auch der Tafel- und Tanzmusik oblag und sogar Schauspiele und Komödien schrieb, wozu schließlich noch die Protokollführung bei Ehe- und Hofgerichtssachen kam. Daß man sich bei Widmann bewußt absetzen muß vom kunstautonomen Standpunkt, wird jedoch nicht nur aus seinem Leben sondern auch aus seinem Werk deutlich. Seine sämtlichen Druckwerke entstanden als „Gelegenheitskompositionen“ zum Gebrauch bei Diensthandlungen, also Handlungen im Kirchen-, Schul- oder Hofdienst. Es bleibt dabei erstaunlich, wie sich gebrauchhafter Zweck und musikalische Qualität verbinden. Folgende Typen sind zu unterscheiden: das mehrstimmige gesellige Lied, das Studentenlied, das Historienlied, die Motette, Tanzmusik und freie Spielstücke (Tafelmusik). Wilhelm Kutter führte anschließend Werke von Erasmus Widmann vor, die der Süddeutsche Rundfunk bei den Schloßkonzerten des letzten Jahres auf Tonbändern aufgenommen hatte.

Es war eine seltsam ansprechende Musik, getragen und gehalten, auch in den heiteren, lebhaft bewegten Zügen, versonnen und zugleich voll spitziger und spritziger Laune. Leider können hier nur einige köstliche Texteinzelheiten wiedergegeben werden, so etwa:

Solo: Weh, ach weh, mir ist durchschossen,
das junge hertze mein,
viel threnen ich vergossen
und leide schwere Pein.

Chor: Hört doch, mein thut besehen,
was ist dem Kerle g'schehen?
Was thut der Gumpel jehen?
Warumb thut er so flehen?
Secht doch, wie thut er greinen,
und jämmerlichen weinen?
Holt Salben her, und anders mehr,
und thut ihn doch curieren,
daß wir ihn nicht verlieren
vor trauren ungefehr.

Solo: Weh, ach weh, ich komb von hinnen,
wann ich nit hab ihr gunst,
in Lieb muß ich verbrinnen,
leschen doch mein Liebesbrunst.

Chor: (Hört doch, mein thut besehen . . .)
Holt Wasser her, und anders mehr,
werft ihn in Brunnenkühle,
damit er Labung fühle,
und man der Brunste wehr.

Oder:

Wann's Weib anhebt zu waschen
bei Regenwett'r und Wind,

bei schlimmer Laug und Aschen,
so muß der Mann geschwind,
entgelten in dem Hause,
daß ihm davor möcht' grausen,
ja Kind und ganz Gesind'!

Sie koldert und poldert,
sie schnippelt und kippelt,
sie hadert und schnadert,
sie klagt und plagt,
sie flucht und schilt,
sie gront und billt,
sie tobt und wüt't,
sie tut, als wär's besessen,
der Tugend will's vergessen.

Der Mann muß Hunger leyden,
biß sie aus'waschen hat,
od'r essen zu unzeiten,
biß ihm schier wird zu spat,
versotten wird die Speise,
zu herb oder zu leyse,
wann sie zu waschen hat.

Schließlich wurde das Programm noch durch den Besuch eines Schloßkonzertes in Weikersheim (Europäisches Jugendsymphonieorchester unter Leitung von R. Engelbrecht) abgerundet. Einen würdigen und stimmungsvollen Rahmen gab die Schloßkapelle. Beginn und Schluß machten das vielgespielte großzügige Concerto Grosso in d-moll von Vivaldi und eine der acht Symphonien, die der sechzehnjährige Mozart, noch stark unter dem Einfluß des „galanten Stils“, aber doch stellenweise schon als ganz Eigener, Unverwechselbarer, schrieb. Den Kern der Vortragsfolge aber bildeten zwei Meisterwerke von erlesener Kostbarkeit: Johann Sebastian Bachs Fünftes Brandenburgisches Konzert aus der beschwingten Cöthener Zeit und Mozarts Klavierkonzert A-Dur, K. V. 488, aus dem Jahre 1786, in der Nähe des Figaro unter einem glücklichen Stern entstanden. Für die Klaviersoli dieser beiden Werke stand nur ein kleiner in den oberen Partien recht harter Flügel zur Verfügung. Für Bach hätte man sich ein Cembalo, für Mozart ein Hammerklavier gewünscht. Der reichliche Gebrauch des Pedals war nicht gerechtfertigt. Die begabte junge Chinesin Gi-in Wang, die den Solopart im Mozartkonzert spielte, und die über die von Mozart geforderte Leichtigkeit und Beweglichkeit verfügt, aber auch die lyrischen Teile mit echtem Gefühl zu erfüllen wußte, vollbrachte die wohl beste Leistung des Abends, der im übrigen nicht sonderlich beglückte. Man spürte sowohl bei den jugendlichen Spielern als auch dem Leiter zu wenig von der inneren Ergriffenheit und von dem ehrfürchtigen Staunen vor der Größe der dargebotenen Kunstwerke, die die Voraussetzungen für die Vermittlung eines wirklich tiefgehenden künstlerischen Erlebnisses sind.

Den Ausklang der Tagung bildete ein Abend in dem fränkischen Dorf Unterscheffach im Bühlertal, auf dem die Landjugend des Kreises Schwäbisch Hall Volkstänze,

Volkslieder und Spiele vorführte. Deutlich und hoch erfreulich war das Suchen nach neuen Formen der dörflichen Gemeinschaft, wenn auch das bisher Erreichte, am wenigsten die Landjugend selbst, nicht befriedigen kann. Hier ist noch viel gründliche Arbeit zu tun. Daß die Schätze da liegen und von verantwortungsbewußten sowie kenntnisreichen Männern mit Zinsen und Zinseszinsen verwertet werden können, zeigte der Abend „Heimatlied und Heimatdichtung“ (s. o.). Es beleuchtet die Lage auf dem Gebiet der Volkstumpfle in Franken, daß es der Süddeutsche Rundfunk war, der in Unterschaffach das fränkische Element zur Geltung brachte. Wilhelm Kutter führte Tonbandaufnahmen von Liedern vor, die er an Ort und Stelle alten Männern abgehört hatte. Diese setzten sich zusammen aus Schelmenliedern, zum Teil gewürzteren Charakters, gesungen von Karl Gottert in Hilgartshausen, und bei Kirchweihen gespielten Tänzen, auf der Ziehharmonika vorgetragen von Karl Rollmann in Streichenfeld. Da waren zu hören die auch im Schwäbischen bekannten „Zwei Paar lederne Strümpf“ in mundartlicher Variation, der in ganz Südwestdeutschland verbreitete Kaffeetanz mit einer bezeichnend fränkischen Textvariation („und no tut m e r e n nei“ statt „und i tu der was nei“), ferner „Do drier, nieber, do drier nei“ mit bayerischem Anklang, „Jakob hat kei Brot im Haus“ auch in bezeichnend fränkischer Fassung, endlich noch zwei typisch fränkische Lieder: „Z' Brette wan e eine geh“ und „Do dund an dere Dauwer“, das auf Leukershausen zu lokalisieren ist. Zum Schluß des Abends gab Präsident Dr. Neuschler, der unermüdlich, in steter Frische die Tagung geleitet hatte, dem Dank gegenüber allen Mitwirkenden, insbesondere gegenüber dem vielseitig für die Veranstaltung tätigen Archivrat Schumm, Ausdruck. Nicht vergessen werden sollen endlich die drei ganztägigen und zwei halbtägigen Fahrten, die die Teilnehmer weit hinaus führten ins Hohenloher Land. Außer den bekannteren Gegenden um die mittlere Jagst mit den Burgen und Schlössern Stetten, Tierberg, Langenburg, Morstein, Leofels, Kirchberg wurden so weltentlegene Winkel besucht wie das Gollachtal mit der Kunigundenkapelle und der Reigelsburg, Aub, Burg Brauneck und Frauental. In der Herrgottskirche bei Creglingen stellte Dr. Walter Supper die neu erbaute Orgel vor. Weitere Fahrten galten der Bergkirche Laudenbach, Künzelsau, Ingelfingen, Forchtenberg, Schöntal, Krautheim, Unteregenbach und Bartenstein, Gnadental, Waldenburg und Öhringen. Hierbei war Archivrat Schumm ein überaus kenntnisreicher und beredter Vermittler des Geschichtlichen; Dr. Graf Adelman von Adelmansfelden hatte das Kunstgeschichtliche übernommen. Prof. Dr. Schwenkel erläuterte die Landschaft. Dank und Anerkennung gebührt nicht zuletzt der Akademie Comburg, die dem Ferienkurs Haus und Heim für annähernd acht Tage bot und so die Voraussetzung dafür erfüllte, daß die Teilnehmer im Sinne des Wortes von Goethe: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!“ die Heimat Hohenlohe erwerben konnten.

Schellingfeier des Schwäbischen Heimatbundes in Ragaz

Wenn zum 100. Todestag des in Leonberg am 27. Januar 1775 geborenen Philosophen Friedrich Wilhelm Joseph Schelling die Heimatgemeinde Leonberg sich aufmachte, um am 21. August zu seinem Grabe nach Ragaz zu fahren, so war dies der Umsicht und Tatkraft des Vertrauensmannes der Ortsgruppe Leonberg, Friedrich Schmückle, zu verdanken. Zu den rund 70 Teilnehmern zählte, außer Mitgliedern anderer Ortsgruppen, auch eine Abordnung des Leonberger Gemeinderates mit Bürgermeister Rexer. Infolge des unaufhörlich niedergehenden Regens, der die Tamina in ein trüb milchiges, reißendes Wildwasser von bedrohlicher Höhe verwandelte und den nahen Rhein über seine Ufer treten ließ, fand die Gedenkfeier nicht an dem, von König Maximilian II. von Bayern mit einem Monument geschmückten und von der Gemeinde Ragaz wohl bestellten Grabe, sondern in einer Wandelhalle am Marktplatz statt. Hier gab zunächst Friedrich Schmückle einen Überblick über das äußere Leben Schellings, wobei er besonders die Geburtsstadt Leonberg nannte, ferner Bebenhausen, wo Schelling seine Kindheit erlebte; Nürtingen, dessen Lateinschule er besuchte; Tübingen, wo er zusammen mit Hegel und Hölderlin studierte; Murrhardt, wo er von seinem Vater mit Karoline Schlegel getraut wurde, und Maulbronn, wo die geliebte Gattin 1809 im Elternhause starb. Anschließend ging Dr. Schahl auf das Wirken Schellings ein, wobei er Nachdruck auf die meist vernachlässigte innere Entwicklung und Wandlung Schellings um 1809 legte. Er schilderte zunächst den Zusammenhang der Philosophie Schellings mit der Kant'schen und Fichte'schen Gedankenwelt. Wenn Kant gelehrt hatte, daß die Erscheinungen das Ergebnis der gestaltenden Tätigkeit des menschlichen Geistes seien (theoretische und praktische Vernunft sowie Urteilskraft), das „Ding an sich“ aber unzugänglich sei, so übergriff ihn Fichte insofern, als er im Sinne der Romantik alle Erkenntnis als eine Tat des Ichs bezeichnete, das sich das Nicht-Ich entgegengesetzt; Erfahrung ist dieser „Identitätsphilosophie“ eine in dem angedeuteten Sinne dialektische Auseinandersetzung. Von hier aus kann die philosophische Leistung Schellings als eine dreifache beurteilt werden: 1. Er steigert, so etwa im „Bruno“, das Fichte'sche Ich ins Absolute und Religiöse. Der menschliche Geist ist „das auseinandergezogene Bild ... der inneren Verhältnisse des Absoluten“; dieses Absolute ist das Ganze, das sich dialektisch in Idealität und Realität, Unendlichem und Endlichem, Einheit und Vielheit auseinanderlegt. 2. Er legt den Grund zu einer romantischen Naturphilosophie, so in der „Weltseele“, die die Natur als Gesamtorganismus versteht. 3. Er gibt einen wichtigen Beitrag zur romantischen Kunsttheorie. Im Kunstwerk wird der Zwispalt zwischen Denken und Sein überwunden, im Ästhetischen wird die Totalität erreicht. Das Allgemeine und das Besondere verbinden sich. Die Ideen erwachen zum Leben; sie sind Götter (daher Schellings Interesse an der Mythologie). Es handelt sich dabei um einen echten

Zeugungs- und Erschaffungsvorgang. „Das Genie ist das, worin das Allgemeine der Idee und das Besondere des Individuums wieder gleichgesetzt wird.“ Soweit wäre Schelling ein Mann des romantischen Idealismus Fichte'scher Art und Hegel'scher Prägung und Anhänger eines höchst folgerichtigen Systems von letztem Ordnungscharakter, wobei es ihm vor allem darum ginge, dieses System auf die Wirklichkeiten der Natur und der Kunst anzuwenden. Schlecht verhehlt sich freilich hinter dieser Anwendung die Frage nach dem Wirklichen überhaupt. Es ist die umstürzende Entdeckung Schellings, daß jenes höchst folgerichtige System ein Loch hat, daß es eine einzige Tatsache gibt, die sich mit dessen Notwendigkeit nicht vereinbaren läßt, die Wirklichkeit des Bösen nämlich, die Freiheit des Willens verstanden als Freiheit von etwas, nicht als Freiheit zu etwas, die Freiheit, wie es Schelling ausspricht, zum „Sprung“. Es gibt Zufall, Willkür, es gibt Geschichte. Es gibt ein Dasein, das sich vom Sosein der Philosophie unterscheidet. Manches mag in Kants Antinomien-Lehre, in der Lehre vom „radikal Bösen“ vorbereitet sein. Wichtig ist, daß Schelling dabei der Pessimismus eines Schopenhauer, wie er sich in der „Welt als Wille und Vorstellung“ äußert, fern liegt. Vielmehr erfolgt die Wende im Sinne eines christlichen Optimismus. Gewiß, es geht ein Riß durch die Schöpfung; Gott aber als letzte und eigentliche Existenz ist sich treu: es muß eine Erlösung gefunden worden sein, es ist eine Wiederbringung aller Dinge vorhanden. Es gibt eine felix culpa. Von hier aus gesehen scheint es nicht unwichtig, daß Schelling in doppelter Richtung aus einer schwäbischen Pfarrersfamilie stammte, selbst Theologie studierte und 1792 mit einer Schrift promovierte, deren Titel war: „Kritischer und philosophischer Versuch zur Erklärung des ältesten Philosophems über den ersten Ursprung der menschlichen Übel.“ So jedenfalls kommt es, daß der Freund Hegels von Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen werden kann, um die „Drachensaat des Hegelschen Pantheismus“ auszurotten. Von hier aus eröffnet sich der Bezug auf die Gegenwart. Hier ist der dialektische Materialismus, der sich auf Hegel beruft und die Natur als Eines und Ganzes sowie als Werdenendes versteht und sich zu dem in der Welt sich vervollkommnenden Gott bekennt. Dort aber ist die Schellingsche Lehre vom überweltlichen Gott, der nicht wird, sondern ist und dessen letzte Absicht eine große Synthese darstellt. So stellt uns, damit schloß die Ansprache, Schelling vor Entscheidungen des Tages und der Stunde.

Nach einer Begrüßungsrede des Gemeindeamtmanns Schlegel von Ragaz, dem Bürgermeister Rexer dankte, legte dieser am Grabe Schellings namens der Stadtverwaltung Leonberg und der Ortsgruppe Leonberg des Bundes einen Kranz nieder. Als Geschenk der Gemeinde Ragaz erhielt jeder Teilnehmer die Broschüre von Christian Lendi „Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling“ überreicht, die eben warm aus der Presse gekommen war.

Veranstaltungen im Winterhalbjahr 1954/55

Die Veranstaltungen außerhalb Groß-Stuttgarts werden von den Vertrauensmännern, wie üblich, durch Vervielfältigungen und über die Tagespresse angezeigt. Im folgenden sind nur die Vorträge, Führungen und geselligen Abende für Stuttgart und Umgebung angeführt. Wir bitten alle Mitglieder, für den Besuch dieser Veranstaltungen im Freundes- und Bekanntenkreis zu werben. Der Eintritt ist im allgemeinen frei; es wird jedoch um einen freiwilligen Unkostenbeitrag gebeten.

Dominikus Zimmermann

Vortrag von Pfarrer G. Bischof aus Steinhausen
mit *Original-Farbaufnahmen*

Freitag, 5. November, 19.30 Uhr in der Aula der Staatsbauschule, Kanzleistraße 29. Dieser Vortrag behandelt die wichtigsten Bauten, die Dominikus Zimmermann aufgeführt hat (Maria Mödingen bei Dillingen, Sießen bei Saulgau, Steinhausen, Günzburg, Kartäuserkloster und Pfarrkirche Buxheim, Johanneskirche Landsberg, Schloßkirche Pöding bei Landsberg, Gutenzell und die Wies); außerdem werden Altäre und Scagliolaarbeiten seiner Frühzeit gezeigt.

Laut- und Gebärdensprache der Insekten

Besuch der Forschungsstelle für vergleichende Tierstimmenkunde in Tübingen unter Führung von Hauptkonservator Dr. Albrecht Faber (mit *Tierstimmenvorführung*)
Samstag, 13. November, 14 Uhr (Omnibus, Abfahrt Karlsplatz); Teilnehmergebühr DM 4,50. Anmeldung erforderlich.

Haus- und Siedlungsformen des Schwarzwaldes

Vortrag von Hermann Schilli
mit Lichtbildern

Mittwoch, 1. Dezember, 19.30 Uhr, im Hörsaal des Landesgewerbeamtes, Kienestraße 18.

Tonband und Volkskunde

Von der Heimat- und Volkstumpfle der Süddeutschen Rundfunks

Vortrag von Wilhelm Kutter
mit Tonbandbeispielen

Mittwoch, 19. Januar, 19.30 Uhr, im Saal der Staatsbauschule, Kanzleistraße 29.

Filmstunde des Schwäbischen Heimatbundes

Sonntag, 6. Februar, 11 Uhr, im Saal der Landesbildstelle Württemberg, Landhausstraße 70. Eintritt 1,- DM, für Nichtmitglieder 1,50 DM (Kartenvorverkauf bei der Geschäftsstelle).

Was die Bergbauern in Südtirol singen

mit Tonbandvorführungen und Lichtbildern
von Dr. Alfred Quellmalz

Mittwoch, 2. März, 19.30 Uhr, im Saal der Technischen Werke Stuttgart, Lautenschlagerstraße.

Mit der Kamera durch unsere Heimat

Vorführung von Farbaufnahmen unserer Mitglieder
Preis-Bilderraten, Geselliges Zusammensein

Freitag, 1. April, 19.30 Uhr, Saalbau Rosenau, Rotebühlstraße 109 B, Anmeldung erwünscht.

Der Wald ruft um Hilfe

Im Anschluß an meinen Aufsatz Seite 220–222, Jahrgang 1953 der „Schwäbischen Heimat“, dem aus Jägerkreisen zum Teil heftig widersprochen wurde, und der Antwort auf die Stimmen zu diesem Aufsatz in Heft 1, 1954, Seite 39/40, möchte ich unseren Lesern berichten, daß das Thema „Wald und Wild“ auf der fünften Hauptversammlung des Badisch-Württembergischen Forstvereins in Rastatt (20.–22. Mai 1954) zur Sprache kam.

1. Versagen des Femelbetriebes infolge hohen Wildstandes auf einer 18,5 ha großen Fläche im Buntsandstein-Schwarzwald, blocküberlagerter Nordsteilhang, aus einem Femelbetrieb hervorgegangener Bestand mit starken Fichten, Tannen und Forchen (80–180 jährig). Der für die Erhaltung des Femelwaldes so wichtige Tannen-Nachwuchs fehlt völlig, nur Fichten jeglichen Alters sind in Bestandeslücken vorhanden. „Die zunehmende Wilddichte seit 1885 hat hier trotz immer wiederkeh-

render femelartiger Hiebe ein Ankommen der Tanne unmöglich gemacht.“ Nur im Zaun sei die so notwendige Tanne wieder zu bekommen.

2. Schältschäden in einem Schifferwald des oberen Buntsandsteins im Nordschwarzwald (Schrambergebene). „In einem etwa 40jährigen Bestand reiner Fichten sind etwa 95 Prozent der vorhandenen Bestandsglieder vollständig geschält.“ Jüngere Teile sind im unteren Stammteil infolge langen Wildbisses starkastig. Der Bestand kann nicht mehr länger gehalten werden, dabei wäre gerade diese Altersklasse, die sowieso schwach vertreten sei, besonders wichtig. (Es handelt sich um eine Windfallfläche mit Schneebruchlücken, die ausgepflanzt worden war, 3 ha).

Gegen solche Tatsachenberichte ist wohl kein Widerspruch möglich.
Schwenkel